E. Schmidt.

Blätter von der Doppeleiche


ewig

Blätter von der Doppeleiche.

Gepflückt und zu einem Kranze gewunden

von

E. Schmidt.

1816

Basel.
P. Kober C. F. Spittlers Nachfolger.
1898.

Pilgermissions-Buchdruckerei auf St. Chrischona bei Basel.
5. 1898.

Vorwort.

In dem Jubeljahre ihres teuren Heimatlandes darf es einer Schleswig-Holsteinerin wohl vergönnt sein, ihrem Büchlein, das in diesem Jahre das Licht der Welt erblickt, den vorstehenden Titel zu geben. Sie möchte dem lieben deutschen Volke diesen unscheinbaren Kranz darbieten, um auch an ihrem Teile zu bekunden, daß Schleswig-Holstein in dankbarem Herzen treu bewahrt die Erinnerung an alles, was deutsche Liebe ihm einst erwiesen hat.

Itzehoe, den 24. März 1898.

Die Verfasserin.

1.

Up ewig ungedeelt.

Etwas von drei Festtagen.

Eine ungeheure Menschenmenge war am 24. Juli des Jahres 1844 in der alten Schleistadt Schleswig versammelt. Volksversammlungen und Volksfeste waren freilich in der Zeit nicht gerade etwas Seltenes; die Dänen veranstalteten häufig dergleichen, um die Bewohner der Herzogtümer für ihre Pläne zu gewinnen. Aber diese Feste fanden wenig Anklang und wurden von den Schleswig-Holsteinern nur spärlich besucht. Diesmal war es aber etwas ganz anderes. Es sollte ein Fest veranstaltet werden, das, wie keins seit Jahren, dem Patriotismus des Volkes Ausdruck geben sollte, und an dem es sein innerstes Empfinden, seine heiligsten Gefühle in Wort und Lied kund thun durfte. Dazu war bekannt geworden, daß ein junger, in Schleswig wohnender Beamter, Friedrich Chemnitz, vor kurzem, nämlich am 25. Juni, ein Vaterlandslied gedichtet habe, das, von dem Kantor der Klosterkirche, Bellmann, in Musik gesetzt, auf diesem großen Sängerfeste zum ersten Male vorgetragen werden sollte. Kein Wunder, daß dies gewaltig lockte. Ist doch die Liebe zu seiner schönen, meerumschlungenen Heimat dem Schleswig-Holsteiner tief, tief ins Herz gelegt und so innig mit ihm verwachsen, daß er, wie der Alpenbewohner, an Heimweh erkrankt und stirbt, wenn er fern in der Verbannung schmachten muß.

Mit Spannung und nicht geringer Ungeduld hatte auch

ich den Tagen des großen Sängerfestes entgegengeharrt, und mit mir die Freunde, die dem gleichen Ziele zustrebten. Was unsre braven Eltern frühe in unsre Herzen gepflanzt hatten, das flammte nun empor in jugendlicher Begeisterung. Endlich, in der Frühe eines herrlichen, taufrischen Sommermorgens durften wir aufbrechen. Je näher wir dem Festorte kamen, desto lebhafter wurde die Landstraße. Zu Wagen und zu Fuß, mit Fahnen und Eichenlaub geschmückt, zogen sie dahin; hier eine Gruppe älterer Landleute mit wettergebräunten, ernsten Angesichtern und dem treuen Blick in den blauen Augen, die heute heller als sonst leuchteten in der frohen Erwartung des Kommenden. Dort eine Schar jugendlicher Sänger, die es nicht lassen konnte, als gute Vorübung manch ernstes oder heiteres Lied in den klaren Morgen hinauszusingen. Ich mußte unwillkührlich an die frommen Festpilger des Alten Bundes denken, wie sie mit Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern einst dem Tempel auf Zion zuwallten.

Kurz vor Haddeby, einem freundlichen Kirchdorf in der Nähe Schleswigs, wurde gerastet. Unter dichtbelaubten, mächtigen Eichen lagerten wir in weichem Moose und ließen uns das sorglich von unsrer lieben Mutter eingepackte Frühstück trefflich schmecken. Aber lange hatten wir nicht Ruhe. Eiligst wurden Stiefel und Röcke so gut wie möglich vom Staube der Landstraße gesäubert, dann schlossen wir uns den Scharen der Festbesucher an und rückten in geordnetem Zuge in die bekränzte und beflaggte Stadt ein. Hier wimmelte es auf allen Straßen schon von Fremden. Wo nun noch ein Unterkommen finden? Manch vergeblichen Versuch dazu hatten wir schon gemacht und waren nun ganz darauf gefaßt, wie einst Maria und Joseph die Nacht in einem Stalle zubringen zu müssen, welche Aussicht freilich durchaus nichts Schreckendes für uns hatte — im Gegenteil. Da hörte ich plötzlich einen mir wohlbekannten Namen rufen.

Hartwig Iversen war ein Jugendfreund meines Vaters, das wußte ich; sollte er jetzt hier in Schleswig wohnen oder als Gast hier sein? Ich eilte dem so gerufenen Herrn nach, um mich ihm als Sohn Jens Nielsens vorzustellen. Kaum aber hatte ich den Namen genannt, als der liebe Mann mit einem Freudenruf meine beiden Hände ergriff und mich mit sich zog. „Das ist ja das reine Glücksspiel!" rief er lustig. „Eben bin ich auf der Suche nach dir! Hatte deinen Namen in der Sängerliste gelesen und mußte dich nun doch auch selbst finden. Hätt aber nicht gedacht, daß das so leicht wäre! Aber nun annektiere ich dich feierlich für die Dauer des Festes und meinetwegen noch viel länger! Hast du noch irgend welche Anhängsel? Ja? — na, die sollen mir auch willkommen sein." So war ich denn mit meinen Freunden aufs beste versorgt. Herr Iversen, seine Frau und Tochter übten in wahrhaft rührender Weise Gastfreundschaft an uns, so daß auch um dieser willen die Tage des Schleswiger Sängerfestes mir unvergeßlich bleiben werden. Freilich, daß die liebliche, blonde Hilda Iversen mein Herz im Fluge erobern und fürs Leben annektieren werde, — das ahnte ich in dieser ersten Stunde noch nicht. — Doch — ich will nicht meine Liebesgeschichte, sondern einen Festbericht schreiben; also. . . . .

Schon lange vor Beginn des Konzertes war die große Sängerhalle bis an die Thüren hinan gefüllt, und doch drängten noch immer neue Gäste herein. Ich hatte mir, da unser Gesangverein erst später in Thätigkeit trat, einen Platz in den ersten Reihen gesichert, wo ich ebenso trefflich sehen wie hören konnte. Daß hinter dem Vorhang, der die Tribüne der Sänger abschloß, sich etwas besonderes vorbereitete, ahnten alle, und die Spannung wuchs von Minute zu Minute. Endlich kündeten schmetternde Trompetenklänge den Beginn des Festes. Der Vorhang rauschte empor, und ein „A — — h!" der

Überraschung und Freude ging durch die tausendköpfige Menge. Im Hintergrunde hatten sich die Sänger der verschiedenen Vereine gruppiert, ziemlich nach vorn die Schleswiger „Liedertafel.“ Den Vorderteil der Tribüne schmückte ein Kranz holder Jungfrauen, alle weiß gekleidet und mit blauen und roten Blumen im Haar. Nun erbrausten die mächtigen Töne des alten Chorales: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!“ Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Plätzen; es waren feierliche Augenblicke. Als der letzte Ton verhallt war, trat die Schleswiger Liedertafel vor, und nun wurde ihr von den Jungfrauen, deren eine ein schwungvolles Gedicht dazu sprach, eine prächtige blau-weiß-rote Fahne überreicht. Ein ungeheurer Jubel begrüßte die teuren Landesfarben; kaum konnte der Sprecher des Vereins zu Worte kommen, um seinem Dank Ausdruck zu geben. Aber die Begeisterung sollte noch wachsen und sich steigern zu nie geahnter Höhe. Die Sänger hatten sich um ihre herrliche Fahne geschart; lautlose Stille trat ein. Da — ein Zeichen des Dirigenten, — und in Tönen, wie sie nur aus dem tiefinnersten Herzen hervorquellen können, brauste das köstliche Lied durch die weiten Hallen:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland.

Voll tiefer Bewegung lauschte die Menge; kaum ein Auge blieb trocken, mehr als ein Taschentuch ward vors Angesicht gepreßt, um das Schluchzen zu verbergen. Als dann aber der siebente und letzte Vers verklungen war:

Teures Land, du Doppeleiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche.

Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Da brach ein Jubelsturm los, so gewaltig, so unaufhaltsam, wie ein lang gefesselt gewesener Strom, der nun mit unwiderstehlicher Kraft alle Dämme durchbricht und alles mit sich fortreißt auf seinen mächtigen Wogen.

Die Fahne in den geliebten Landesfarben wurde hoch emporgehoben, um sie scharten sich die Tausende, die hier aus allen Gauen des meerumschlungenen Landes zusammengekommen waren, alle beseelt von einem Geiste und erfüllt von einer heißen Liebe, und gelobten, die teuren Landesfarben von nun an noch besser in Ehren, ja hoch und heilig zu halten, sie zu wahren, sie zu schirmen, wenn es sein müßte, mit Leib und Leben. Und dann wurde wieder angestimmt: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen;" und die Tausende sangen mit; sie konnten es alle, hatte doch der eine, Friedrich Chemnitz, nur dem Worte verliehen, was in aller Herzen tief und unauslöschlich eingegraben war. — Das war der Glanz- und Höhepunkt des großen Schleswiger Sängerfestes im Jahre 1844.

* * *

Fast neunzehn Jahre waren vergangen, Jahre voll großer, gewaltiger Ereignisse, voll herber Enttäuschungen, voll schmerzlicher Demütigungen und Niederlagen. Wer, der die Geschichte Schleswig-Holsteins kennt, und wäre es auch nur vom Hörensagen, weiß nicht, welch eine blutige Thränensaat in diesen Jahren gesäet worden ist. „Der verlassene Bruderstamm" wurde ja genannt und gekannt, geliebt und beweint weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus, so weit die deutsche Zunge klingt. Sein stilles, heldenmütiges Dulden, das da wurzelte in der lebendigen Erfahrung:

Gott ist stark auch in den Schwachen
Wenn sie gläubig Ihm vertraun,

sein zähes, treues Festhalten an seinen heiligen Rechten in der glaubensgewissen Hoffnung:

Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schaun

lebte in aller Herzen und war in aller Munde.

Ich hatte selbstverständlich die Freiheitskämpfe von 1848 bis 1851 mitgemacht. In dem heißen Ringen auf Idstedts blutgetränkten Feldern traf auch mich, wie so viele, eine Kugel und machte mich für immer kampfunfähig. Aber ob auch der linke Arm verloren war, das Herz war gesund und jugendfrisch geblieben. Als ich nach meines guten Vaters Tode das kleine Landgut übernommen hatte, da — zog meine geliebte Hilda Iversen, die auch dem Krüppel die Treue halten wollte, mit mir ein in die alten, trauten Räume meines Kindesglückes, und mit ihr ein neues, süßeres Glück. So haben wir miteinander geduldet, getragen und geweint; aber, gelobt sei Gott! wir haben noch viel mehr miteinander uns gesonnt in der Gnade unsers Gottes, der unsers Hauses Sonne und Schild ist, und der uns immer wieder gesegnet hat über Bitten und Verstehen. — Aber — da gerate ich schon wieder in die Geschichte meiner Liebe hinein und soll doch nun von dem zweiten schönen Feste erzählen. Ja, so geht's, wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

„Papa, ein doßer Brief!" — so rief mein Jüngster, unser Nesthäkchen, als ich eines Mittags mit meinen beiden ältesten Söhnen, die die Ferien daheim verlebten, von einem Inspektionsgang durch meine Äcker heimkehrte. — Ja, der Brief war wirklich ganz unheimlich groß. Meiner Hilde stand die Angst vor irgend einem Unheil deutlich auf dem Gesicht geschrieben, und selbst mir wurde etwas schwül zu Mute.

„Das hat Zeit bis nach Tische," sagte ich jedoch so gleichgültig wie möglich; „erst wollen wir uns unsre Kirschpfannkuchen schmecken lassen. Du hast doch ein Dutzend für mich gerechnet, Mutter, wie?" —

Aber Hilda hatte keinen Sinn für Scherz in diesem Augenblick. „Lies doch erst, Karl," drängte sie; „ich könnte doch nichts hinunterbringen, bevor ich weiß, was darin steht. Ach, Mann, was wird es nur wieder sein."

„Nun, hoffentlich etwas Gutes!" rief ich, auf einmal ganz zuversichtlich, und riß den Brief auf. „Sagte ich's nicht," fuhr ich sogleich fort, nachdem ich die ersten Zeilen überflogen, „eine Einladung unsers lieben Papa Iversen! Ich soll ihn zu einem Turnfest nach Leipzig begleiten, alles auf seine Kosten. Was sagst du nun?"

Brauche ich noch zu sagen, daß die Kirschpfannkuchen uns köstlicher mundeten, als seit lange? Daß ich wirklich über mein Dutzend Herr wurde, d. h. mit Hilfe meiner drei Jungen, und — daß meine Hilde gleich nach Tische anfing, Wäsche und andere Reisebedürfnisse zurecht zu legen, obgleich die Fahrt erst nach einer Woche angetreten werden sollte. Aber daß ihr Mann eine Reise und noch dazu eine so ungeheuer weite Reise machen sollte, das war ja auch etwas noch nicht Dagewesenes. Einfach rührend war sie in ihrer Fürsorge und steckte alle damit an. Walther, mein Ältester, bat sich als besondere Vergünstigung aus, daß er am Morgen meiner Abreise meine Stiefel putzen dürfe; er erbot sich sogar, die Nacht aufbleiben zu wollen, um nur ja nicht die Zeit für diese wichtige Arbeit zu versäumen. Ernst, mein Zweiter, erklärte, meinen Koffer ganz allein nach dem 1½ Stunden entfernten Kappeln tragen zu wollen, selbst auf den hohen Postkasten wollte er ihn sicher hinaufbefördern. Und um doch auch nicht zurück zu bleiben, kam schließlich unser Fritzchen herbeigewackelt

und drückte mir etwas nicht sehr Sauberes und sehr Zerknittertes in die Hand: „Da, Papa, dir ßenken!“ — Es war sein kleines, ihm einmal von der Magd mitgebrachtes Taschentuch, rot und weiß gewürfelt, das sein kleines unpatriotisches Herz sehr liebte, weil er noch nie ein solches besessen hatte. Meine Hilde konnte aber die „dänischen“ Tücher nicht leiden und hatte auch dies lange Zeit mit scheelen Augen angesehen. Aber der Junge ließ nicht ab zu betteln: „Will mein hübses Tuch haben!“ — Und da — die Liebe macht erfinderisch — nimmt meine Hilde recht leuchtend blaues Garn und säumt damit und mit ganz unerlaubt großen Stichen das „dänische“ Tuch. Nun war es ja „echt“ und mit wahrer Befriedigung hing sie es jedesmal nach der Wäsche an die Leine, unmittelbar unter die Augen des uns oft heimsuchenden Gendarmen. — Ja, so sind die Frauen! —

Doch, nun endlich auf nach Leipzig! Am 30. Juli 1863 war der denkwürdige Tag meiner Abreise. Von meiner teuren Gattin hatte ich ganze zwei Wochen Urlaub erhalten; kein Wunder, daß der Abschied ein thränenreicher war. Selbst mir war das Herz groß geworden. Doch, ich wußte ja, wem ich mein Teuerstes auf Erden befehlen durfte, und das that ich treulich alle Tage.

In Schleswig gab's zuerst ein schönes Wiedersehen. Die lieben Jugendfreunde und vor allem die treuen Kampfgenossen von 1848 wurden aufgesucht und begrüßt. Außer meinem alten Schwiegervater wollten noch einige einstige Liedertäfler die Reise mitmachen, und diesmal durfte ihre schöne Fahne von 1844 sie begleiten. Freilich, heimlich mußte sie hervorgeholt, heimlich verpackt werden und — ein langer schwarzer Trauerflor verhüllte sie. Aber, ob auch das Herz in heißem Weh bei diesem Anblick sich zusammenzog, dennoch schlug es hoch in freudigem Hoffen: durch den schwarzen Flor hindurch

leuchteten ja doch die geliebten Landesfarben, und durch das schwere Gewölk hindurch, das über unserm armen Schleswig-Holstein hing, leuchtete dennoch die Gnadensonne Gottes, und sie mußte und würde eines Tages wieder hervorbrechen; der schönre Morgen würde dennoch, dennoch tagen! Was soll ich viel über die Reise selbst sagen. Unser Geschlecht ist jetzt ja auch in dieser Beziehung so verwöhnt, daß man schon etwas anderes gesehen haben muß, als es zwischen Schleswig und Leipzig zu sehen gibt, um eine interessante Reisebeschreibung liefern zu können. Freilich, mir und meinen Gefährten machte alles riesige Freude, selbst die Lüneburger Heide, in der so merkwürdig wenig zu sehen war. Köthen, das so freundlich aus seinem Baumkranze hervorlugt, heimelte uns ordentlich an, und in Magdeburg wären wir gar zu gern ausgestiegen, um uns die vielen Kirchen, die mit ihren Doppeltürmen so majestätisch herübergrüßten, anzusehen. Aber weiter, immer weiter führte uns das schnaubende Dampfroß; schon war Halle erreicht, von dem der Handwerksbursche singt:

In Halle an der Saale
Da hat mir's nit gefalle.
Weil der Handwerksbursch
So viel leiden muß
Von die Herren Studiosibus.

Nun noch reichlich eine Stunde, und wir waren in Leipzig, der „freundlichen Lindenstadt."

Es würde viel zu weit führen, wollte ich unsern dortigen Aufenthalt sowie den ganzen Verlauf des großartigen Sängerfestes eingehend schildern. Ich will wieder nur das herausheben, was für uns Schleswig-Holsteiner das Erhebendste und Unvergeßlichste war. Das war zuerst die Begrüßung, die uns zu teil wurde. Man hatte nicht umsonst die Schleswig-Holsteiner eingeladen. Der „verlassene Bruderstamm"

sollte es erfahren, daß er nicht verlassen sei von seinen deutschen Brüdern, daß er im Herzen des deutschen Volkes eine Heimstätte gefunden habe, die nichts und niemand ihm rauben könne. Das bezeugten uns die warmen Händedrücke, die herzlichen Worte und Begrüßungsreden, das bezeugte uns aber vor allem eins: unser teures, schönes Nationallied: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", das aus tausend Kehlen, — nein, aus tausend Herzen uns entgegenschallte. Ach, wie durchbebte uns das, wie schluchzte das Herz auf in so heißem Weh und doch in so süßer Freude? — Und welch eine Antwort hatten wir darauf? Es konnte nur eine sein, und wir gaben sie: was den „verlassenen Bruderstamm" still und stark und hoffnungsfreudig machte, das sollten unsre deutschen Brüder wissen. Wir sangen es ihnen zu in heilig ernster Freude:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not
Die uns jetzt hat betroffen.

und wir wurden verstanden.

Das war das eine; das andere aber war nicht minder erhebend und schön. Als das Schauturnen beendigt war, und die Turner ihre Ehrenpreise in Empfang genommen hatten, wurden wir Schleswig-Holsteiner noch einmal vorgerufen. Professor Georgi hielt eine warme, uns tief zu Herzen gehende Ansprache und überreichte uns dann einen großen Strauß von Alpenrosen und Edelweiß. Den hatten die Tyroler von ihren heimatlichen Bergen mitgebracht für die Brüder aus den fernen, meerumschlungenen Gauen. Den befestigten wir voll dankbarer Freude an unsrer, mit dem Trauerflor verhüllten Fahne. Wir thaten es mit dem Herzenswunsche:

Schütze Gott die holden Blüten,
Die ein mildrer Süd belebt.

und in der beglückenden Gewißheit, daß ein unzerreißbar festes Band nicht nur die teure Doppeleiche, sondern das ganze deutsche Vaterland umschlinge, „vom Fels zum Meer up ewig ungedeelt!" Freilich, daß der Trauerflor so bald für immer zerrissen werden sollte, das ahnten wir doch nicht.

In meiner Bibel, da, wo das Wort steht: „Recht muß doch recht bleiben," liegt ein längst vertrocknetes Edelweiß; aber ob die holde Blüte welk geworden, die Erinnerung, die sie in mir weckt, so oft ich sie sehe, ist unverwelklich frisch geblieben.

* * *

Heute schreiben wir nun den 24. März 1898. In ganz Schleswig-Holstein, in Stadt und Dorf, in Schloß und Hütte wird gefeiert und es ist recht so. Wahrlich, es war eine heilige Sache, der vor fünfzig Jahren unsere Erhebung galt, wie sollten wir da nicht Freudenfeuer anzünden und Freudenlieder singen dürfen; wie sollten wir da nicht vor allem an heiliger Stätte, im Gotteshause Dem unsre Dank- und Lobopfer bringen, dessen Rat wohl wunderbarlich ist, der aber doch alles herrlich hinausführt; der auch mit meinem teuren Heimatlande alles über Bitten und Verstehen wohl gemacht hat.

Man hatte auch mich eingeladen, mitzufeiern, wollte mir sogar einen Wagen schicken, damit ich den Festzug durch meine Person verherrlichen helfe; aber ich habe dankend abgelehnt. Das ist nichts mehr für den fünfundsiebzigjährigen Krüppel. Aber eine Freude und eine Feier wollte ich doch auch haben. „Weißt du was, Hilde," sagte ich zu meiner lieben Alten, „ich schreibe heute auf, was ich noch weiß von Anno dazumal. Dann können unsre Jungen und ihre Buben sich noch einmal später daran ergötzen. Und Großmutter holt ihrem Alten, den sie nun noch mehr verzieht, als sie ihr Leben lang bereits gethan, Tinte, Feder und einen großen Stapel Papier, —

sie denkt wohl, es soll ein ganzer Roman werden, in dem sie die Heldin ist. Ja, eitel sind die Frauen alle und bleiben es, auch noch unter der Großmutterhaube. Aber nein, daraus wird nichts, Alte. Vielleicht später einmal, wenn Gott der HErr uns noch vier Jahre zusammenläßt hier auf Erden, daß wir goldene Hochzeit feiern können. Wenn dann die alte Hand noch die Feder führen kann, soll sie die Geschichte unseres fünfzigjährigen Eheglückes schreiben, und darüber: „Up ewig ungedeelt.“ Ja, „up ewig!“ welch einen süßen Trost hat doch unser Christenglaube, auch für den allertiefsten Schmerz: das Trennungsweh! — „Up ewig ungedeelt;“ das steht auch über der fünfzigjährigen Geschichte, die Schleswig-Holstein heute feiert, und nicht Menschen, Gott selbst hat das Wort geschrieben. Er hat uns gegeben, was wir so heiß ersehnt, wofür wir gelitten und gestritten, geweint und geblutet haben. Ja, Er hat mehr gegeben, als wir zu hoffen wagten. Nicht nur die Doppeleiche, nein, ganz Deutschland, von den Alpen bis zur Nordsee „unter einer Krone Dach.“ Und welches ist der herrlichste Edelstein in dieser, in unseres teuren jungen Friedenskaisers Krone? Er selbst hat es uns gesagt: Auguste Viktoria ist es, unsre vielgeliebte Landesmutter, unser vielgeliebtes Landeskind. Eine Tochter Schleswig-Holsteins auf dem deutschen Kaiserthrone. Wer von uns hätte 1848 gewagt, einen solchen Ausgang unsrer Sache zu hoffen? Wahrlich, da müssen wir anbetend in tiefer Demut, aber auch voll hoher Freude sprechen: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Ja, durch Gottes Fügung! Darum, heute und allezeit: Soli Deo Gloria: Gott allein die Ehre!

Geschrieben am 24. März 1898.

Karl Nielsen.

2.

Wahre treu, was schwer errungen!

Gerade diese Zeile des alten teuren Schleswig-Holstein-Liedes war es, die mich beim Betreten des lieben Heimatdorfes begrüßte. Wie eigen mich das berührte! Fast fünfzig Jahre waren vergangen, seitdem ich mit der ganzen glühenden Begeisterung, der ein zwölfjähriges Knabenherz fähig ist, in diesen herrlichen Sang eingestimmt hatte, damals, als das Vaterland sich erhoben hatte zu dem Kampfe um seine heiligsten Güter. Dann folgten schwere Zeiten. Mein Vater, allgemein bekannt als eifriger Patriot, wurde vertrieben. Wir mußten die teure Heimat verlassen und zogen fern übers Meer. Drüben in den fast undurchdringlichen Wäldern Brasiliens gelang es dem Vater nach jahrelangem, heißen Ringen, uns ein behagliches Heim und eine gesicherte Existenz wieder zu schaffen. Aber das Heimweh hat er wohl nie ganz überwunden, obwohl er selten oder nie von unserm Schleswig-Holstein sprach. Deutlich erinnere ich mich noch eines Abends. Es hatte am Nachmittag arg gewittert, nun wehte eine erquickende Kühle, und der Vollmond stieg groß und goldig am Himmel empor. Wir saßen alle auf der Veranda unseres schmucken Farmerhäuschens und konnten uns nicht trennen von der friedlich-schönen Abendlandschaft, die sich vor unsern Blicken dehnte. Ganz in der Ferne schimmerte der gewaltige Amazonenstrom zu uns herüber, jetzt von dem Glanz des Mondes übergossen. Plötzlich drangen leise, halb verwehte Klänge an unser Ohr. Wir lauschten mit angehaltenem Atem und spähten nach der Richtung hin, von der sie kamen. Da kam ein großer Dampfer in Sicht, und dann! — ja, es war keine Täuschung, — ganz deutlich klang sie zu uns herüber durch die lautlose Stille der Nacht, die alte, heißgeliebte, unvergessene Melodie des „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“ Tiefbewegt in lautlosem Schweigen

lauschten wir den lieben Klängen, bis der letzte verhallt war. Da schlug unser Vater plötzlich beide Hände vors Gesicht und brach in heftiges Schluchzen aus. — Nun ruht er schon lange in der fremden Erde. Den Sohn aber trieb es unwiderstehlich noch einmal zurück in die alte, liebe Heimat. Und da mußte es wieder das Schleswig-Holstein-Lied sein, das ihn zuerst grüßte. War das eine höhere Fügung?

Ein langer Zug festlich geputzter Jünglinge und Jungfrauen zog an mir vorüber, voran die Musik, in deren Weisen der ganze Chor von Zeit zu Zeit einstimmte. Die Mädchen trugen Kränze und Sträuße, die jungen Burschen Flinten und Fahnen. Augenscheinlich ging es zu einem Schützenfest, das wohl mit einem Ball beschlossen werden sollte. Ich zog die Uhr. Kaum halb drei? War denn der Nachmittagsgottesdienst schon vorüber? — In meiner Jugend pflegte er doch von zwei bis drei Uhr zu währen. Aber das war vielleicht anders geworden; eben begannen vom nahen Kirchturme die Glocken ihr feierliches Geläute. Ich bog um die Straßenecke und sah nun einige schwarz gekleidete Männer und Frauen vom Gottesacker zurückkehren. Man hatte also einem Entschlafenen das letzte Geleit gegeben. Welch ein Gegensatz! Dort die lärmende, übersprudelnde Jugendlust; hier der heilige, große Ernst der stillen Ewigkeit! Ich war unwillkürlich stehen geblieben und schaute sinnend den Leidtragenden nach. Wer mochte es sein, den man zur letzten Ruhe gebettet hatte? War's vielleicht ein Bekannter? einer der Gespielen meiner glücklichen Kindheit? Damals kannte ich ja alle, groß und klein, in dem kleinen Heimatdorf und war mit allen gut Freund. Plötzlich wurde ich durch lautes Johlen und Schreien aus meinem Sinnen aufgeschreckt. Als der letzte des Leichenzuges verließ eben ein alter Mann den Friedhof und hinter ihm her lärmten und schrieen eine ganze Schar Gassenbuben: „O Hannis, wat'n

Hoot, de Hoot de steiht di good!" so riefen die übermütigen Buben hinter dem Alten her und wollten vor Lachen und toller Lust schier bersten. — Ich faßte den armen, verspotteten Greis näher ins Auge. Freilich, Anlaß genug um die Lachlust solcher Schlingel zu reizen mochte der etwas sonderbare Anzug wohl geben. Ein fast kornblumenblauer Rock, dessen Schöße beinahe bis auf die Fersen herabhingen, umschloß lose und weit die lange, hagere Gestalt, vorn mit zwei Reihen gelber Knöpfe besetzt, die vor dreißig oder vierzig Jahren gewiß blank gewesen waren. Ein breites, schwarzseidenes Tuch schien den Hals wie eingeschnürt steif und gerade zu halten; darüber fiel hinten langes, weißes Haar dünn und im Winde flatternd herab. Das interessanteste war den Jungen aber zweifellos die wunderbare Kopfbedeckung, die schwarz und gerade wie der Schornstein unsrer modernen Häuser in die Luft ragte. Mir fiel unwillkürlich Sophie Detleffsens „Hans-Ohm" ein. Dieser gute Alte mochte wie jener denken:

„En beten brectköpsch un rug is de Hoot, —
Doch wer kennt ümmer de nie Mood!" *)

Beinahe hätte ich mich auch zu einem Lächeln versucht gefühlt, aber das verging mir auf der Stelle, als ich dem nun Näherkommenden in das so wundersam „behütete" Angesicht blickte. Welch ein heiliger Ernst, welch ein tiefer Friede ruhte auf diesen alten, runzeligen und doch fast schönen Zügen. Unbekümmert um die ihn umlärmende Schar schritt er dahin. Er hörte wohl kaum das Spotten und Lachen. Er, der eben an einer offenen Gruft gestanden, der selbst schon mit einem Fuße im Grabe stand, ließ wohl in tiefem Sinnen seine Seele dort weilen, wo sie ewig wohnen sollte. Das las man deutlich auf dem stillen Antlitz, auf dem es wie ein Schimmer

---

*) Ein bißchen breitköpfig und rauh ist der Hut,
Doch wer kennt immer die neue Mode?

vom Morgenrot der Ewigkeit lag. Ich schämte mich meines freilich nur beabsichtigten Lächelns, und ich wollte thun, was ich vermochte, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Meinen Stock kräftig fassend, rief ich den lärmenden Jungen mit Donnerstimme zu: „Schämt euch, ihr Buben! Wißt ihr nicht, daß geschrieben steht: „Einen Alten sollst du ehren"? Einen Augenblick waren die Spötter verstummt; dann wurden abermals Stimmen laut. Da aber fuhr mein Stock energisch dazwischen, und bald war der Trupp nach allen vier Windrichtungen zerstoben.

Befriedigt von dieser Wirkung meines heiligen Zornes wollte ich gerade meinen Weg fortsetzen, da hörte ich mich bei meinem Namen gerufen. Verwundert, wer mich hier wohl kennen sollte, schaute ich mich um. Siehe, da stand wieder der Alte vor mir, rückte zum Gruß den „Spint", und fragte dann: „Büst du't nich, Jakob Slüter?"

„Ja, das soll wohl stimmen," gab ich zurück. „Aber —"

„Na, min Jung, seht min ollen Ogen noch so veel beter as din jungen? Kennst du denn din ollen Naber*) un Fründ, Hannis Ketelsen, nich mehr?"

„Onkel Hannis? — Aber kann das denn angehn? Lebst du wirklich noch?" rief ich und konnte vor Verwunderung mich kaum besinnen. „Warst doch damals schon ein alter Mann! Bist du denn nun hundert Jahre alt?" —

„Na, ganz se wit is grad noch nich; sowat in de tachentigen**) mag's wohl sien; genau weet ick sülbst nich. — Awer nu kumm mit, min Jung, hest mi allerlei to vertell'n,***) denk ik."

Ich ließ mir die freundliche Einladung wohl gefallen,

*) Nachbar.

**) achtzigen.

***) erzählen.

und nicht lange, so saß ich in dem stillen Stübchen des ehemaligen Schmiedemeisters, erzählte und ließ mir erzählen. Da erfuhr ich denn manches Erfreuliche, aber auch manches Unerfreuliche. Schließlich erwähnte ich noch, daß ich mit dem Sang: „Wahre treu, was schwer errungen,“ an der Grenze meines Heimatdorfes empfangen worden sei. Da wurde mein alter Freund sehr ernst. „Ja, sagte er, immer in seinem gemütlichen Plattdeutsch, singen thun sie wohl so, aber das Halten, das Halten!“ —

„Nun,“ rief ich, „damit, scheint mir, steht's doch auch gut, Onkel Hannis. Seid ihr nicht deutsch geblieben? Hat Schleswig-Holstein nicht bewahrt, was seine tapfern Söhne ihm einst im blutgen Ringen erkämpft haben: „Up ewig ungedeelt“ und „frei bis zur Königsau.“

„Mag wohl sein, mein Junge. Aber — meine alten Ohren hören eben noch mehr heraus aus dem „Wahre treu, was schwer errungen.“ Sieh, ich muß dabei denken an das, was der uns schwer errungen hat, der für uns am Kreuz Sein Leben ließ. — Du fragtest vorhin, ob kein Nachmittagsgottesdienst mehr gehalten würde? Der hat längst aufhören müssen, weil der Pastor fast immer nur den leeren Bänken predigte. Des Morgens sind die Leute in der Kirche auch zu zählen, auch wenn man's nicht bis hundert gelernt hat. Aber die Wirtshäuser! Kannst mal versuchen, ob du heut Abend noch in einem Platz findest, Jakob; wird kein allzu bequemer sein, das kann ich dir vorher sagen. Rate dir auch, einen handfesten Stock mitzunehmen; könntest ihn nötig haben; denn wenn sie dir den Rock zerreißen oder den Schädel einhauen, wirst du morgen schwerlich jemand finden, der dir's wieder flickt.“

Die Stimme des Alten wurde immer unsicherer, und in den guten, stillen Augen schimmerte es feucht. Ja, ja,

min Jung, dat is de grote Kummer, de min Hart drückt. O min leev Schleswig-Holsteen! Denk doch an dat, wat du din Heiland kost hest! Ja, „wahre treu, was Er dir so schwer errungen,“ din Globen, din ewige Seligkeit!“

3.

Meine Zeit steht in deinen Händen.

Das Jahr 1888 war angebrochen. In großen Scharen strömten die Dorfbewohner von Feldmark ihrem Gotteshause zu. Mancher Händedruck, mancher Segenswunsch wurde ausgetauscht, aber ernster als sonst wohl klangen die Reden. Lag es doch wie ein Druck, wie eine Ahnung kommenden Leides auf den Gemütern des deutschen Volkes. Kaiser Wilhelm, der Heldengreis, kränkelte; die Last seiner 91 Jahre und der große Kummer seines Vaterherzens nagten an diesem gottbegnadeten Leben. Wer konnte wissen, wie bald Gott der HErr Seinen getreuen Knecht heimrufen würde. Und was dann? Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Liebling des Volkes, den es mit Stolz „unser Fritz“ nannte, ging einem qualvollen Tode entgegen. Ihm, dem die deutsche Kaiserkrone für viele Jahre so gewiß zu sein schien, hatte Gott in Seiner Weisheit in schweres Leiden geführt, und sein Volk trug mit an diesem großen Leid. So war es denn allen aus dem Herzen gesprochen, was der junge Pastor seiner Gemeinde brachte in Trost und Mahnung auf Grund des Psalmwortes: „Meine Zeit steht in deinen Händen.“ Er führte aus, wie unsere Lebenszeit, und zwar ihre Dauer wie ihr Inhalt in Gottes Händen stehe. Nicht ein blinder Zufall, nicht andere Menschen, nicht wir selbst haben das Ziel unseres Lebens zu setzen und seine Verhältnisse zu ordnen, Gott thut es. Ohne Seinen

Willen fällt kein Haar von unserm Haupte; es kann uns nichts geschehen, als was Er uns ersehen, und was uns selig ist. Unsere Zeit steht in Seinen Händen. Und Gottes Hände sind Allmachtshände und sind Liebeshände. Das macht uns getrost und freudig. Gott kann alles, was Er will, und Er will nur unser Heil. Aber zum Trost kommt die Mahnung. Unsere Zeit steht in Gottes Händen, aber zu unsrer Verfügung. Wir können sie ausnutzen oder vergeuden, je nachdem wir wollen. Aber unsre Zeit liegt der Ewigkeit im Schoße, sie geht in die Ewigkeit über, und wie es in der Ewigkeit uns ergeht, das hängt davon ab, wie wir unsre Zeit angewandt haben. Nur wer seine Zeit im Licht der Ewigkeit sieht, nur wer sie für die Ewigkeit auslebt, hat recht gelebt und wird ewig leben. So redete der Pastor, und dann sang die Gemeinde aus vollem Herzen:

Unsre Wege wollen wir
Nun in Jesu Namen gehen;
Ist Er unser Leitstern hier,
So wird alles wohl bestehen
Und durch Seinen Gnadenschein
Alles lauter Segen sein.

Der Kirche gegenüber lag, von mächtigen Linden beschattet, der Dorfkrug. Früher war es Sitte gewesen, daß die Männer, ehe sie den oft weiten Heimweg antraten, nach Schluß des Gottesdienstes dort einkehrten, und bei einem Glase Bier sich unterhielten über dies und jenes. Je länger je mehr war aber diese Sitte zur Unsitte geworden, und als ein neuer Pastor ins alte Pfarrhaus einzog, erkannte er alsbald, daß hier Wandel geschafft werden müsse. Schon am ersten Sonntag nach seiner Einführung lud er an der Kirchthür die Bauern freundlich ein, anstatt in den Krug, bei ihm einzukehren, seine Frau werde gewiß eine Tasse Thee bereit haben, und für gute Cigarren

werde er sorgen. Erst nahmen nur wenige die Einladung an; die meisten hatten allerlei Entschuldigungen: sie müßten heute notwendig gleich nach Hause und dergleichen; aber nachher schlichen sie auf einem Umwege doch in ihr geliebtes Wirtshaus. Allmählich jedoch kamen mehr Gäste in die trauliche Pfarrstube, und jetzt war es schon lange etwas Selbstverständliches, nach dem Gottesdienst dort einzukehren. Manch gutes, ernstes Wort wurde dann noch geredet, meistens über die eben gehörte Predigt, dem bösen Feinde zum großen Verdruß, denn der freut sich nicht mehr, als wenn in den üblichen Reden und Fragen nach Gesundheit, Wind und Wetter und dergleichen der Same des göttlichen Wortes sofort zertreten oder in alle Winde entführt wird. Oftmals trug der eine oder andere auch aus dem reichen Schatz seiner Lebenserfahrung Altes nnd Neues hervor, zum Besten seiner Hörer.

Heute, am Neujahrstage, war das behagliche Zimmer ganz gefüllt. Jeder wollte seinem lieben Herrn Pastor und dessen Frau seine Wünsche aussprechen, aber auch solche entgegennehmen. Verstand ihr Seelsorger es doch so gut, jedem seiner Pfarrkinder das rechte Wort mitzugeben für den Weg ins Dunkel des neuen Jahres. Wie der Text der Predigt es mit sich brachte, wurde besonders über Gottes Führungen, Seine Segnungen und oft wunderbaren Behütungen in dem Leben seiner Menschenkinder geredet, und da war fast nicht einer, der nicht schon Erfahrungen darin gemacht hatte, daß unsre Zeit in Gottes Händen steht, daß der HErr an uns denkt und uns segnet. Nur Vater Bornholt, ein silberhaariger Greis, der trotz des weiten Kirchweges und trotz seines Stelzfußes keinen Sonntag im Gotteshause fehlte, hatte bisher noch geschwiegen. Da klopfte der Pastor ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Nun, alter Freund, Sie sind noch einen Beitrag zum allgemeinen Besten schuldig.“

Der Alte schrak fast zusammen, so tief war er in Gedanken verloren. Nun aber hob er alsbald an: „Ich wollte gerade ein Erlebnis erzählen, das sich mir unauslöschlich eingeprägt hat; ich fürchte nur, es wird zu spät heute; unsre Frauen werden schelten, wenn die Suppe kalt wird.“

„Ja, es ist fürwahr schon nach zwölf!“ riefen mehrere, „wie doch die Zeit vergeht. Schade, da müssen wir noch bis nächsten Sonntag warten.“

„Das wäre doch etwas zu lang für unsre Neugierde,“ meinte der Schulze Ratgens. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Kommen Sie heute Abend alle zu mir und bringen Sie Ihre Frauen mit. Dann können wir miteinander in Gemütlichkeit Vater Bornholts Erzählung lauschen.“ Die freundliche Einladung wurde mit Dank angenommen, und mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehn!“ brach man eilends auf.

* * *

„So, nun kommt die Geschichte,“ rief des Schulzen junge Tochter fröhlich, nachdem sie abgedeckt und einen Teller prächtiger Prinzäpfel auf den Tisch gestellt hatte. Alle Pfeifen wurden in Thätigkeit gesetzt, und bald wirbelten die blauen Rauchwolken lustig empor, während die Frauen ihre Strickzeuge hervor holten.

„Es ist mehr als vierzig Jahre her,“ begann nun Vater Bornholt, „daß ich den väterlichen Besitz dort oben im schlesischen Eulengebirge übernahm. Zu der nicht sehr einträglichen Landstelle gehörte eine Sägemühle, welche die einzige auf viele Meilen in der Runde war und daher guten Verdienst brachte. Der kleine aber ergiebige Gebirgsbach, der das nötige Wasser lieferte, teilte sich eine kurze Strecke vor der Mühle in zwei Arme. Je nachdem nun die Säge arbeitete oder feierte, wurde der eine oder andere Arm durch

eine leicht zu stellende Vorkehrung abgedämmt, und auf diese Weise das große Mühlrad allmählich in Stillstand gebracht.

Ich war damals ein kerngesunder, thatkräftiger Bursche, dem die Arbeit über alles ging. Lief eine neue Bestellung ein, so ließ es mir keine Ruhe, bis alles fertig war; am liebsten hätte ich auch die Nächte durchgearbeitet, aber davon wollten natürlich die Gesellen nichts wissen. Dafür mußten dann die Sonntage bis in die späten Nachmittagsstunden hinein regelmäßig herhalten. Selbst mein junges Weib, dem ich doch sonst gern alles zu Liebe that, konnte mich hievon nicht abbringen. Wie oft versuchte sie es trotzdem! „Otto, Otto,“ pflegte sie dann zu sagen, „deine Sonntagsarbeit vertreibt uns noch allen Segen.“ Ich mochte das freilich nicht gerne hören, denn ganz ruhig war mein Gewissen doch nicht dabei; mehr als einmal beschloß ich auch wirklich im stillen, den Feiertag nach Gottes Gebot zu heiligen, aber — es blieb eben bei den guten Vorsätzen. Meine Frau behielt ja auch nicht recht mit ihrer Prophezeiung; die Arbeit wuchs, immer mehr Aufträge liefen ein, oft von weit her, und als mir dann eines Tages auch ein Sohn und Erbe geschenkt wurde, da war es doch wohl offenbar genug, daß Gottes Segen mit uns war. Nun hätte ich freilich Ursache gehabt, mich durch Gehorsam gegen Seinen Willen dankbar zu erweisen, aber daran dachte ich nicht. Mehr als je mußte ich ja, so meinte ich, sorgen und schaffen; galt es doch, dem Sohne einst ein gutes Erbe zu hinterlassen.

So war unser Junge fast drei Jahre alt geworden und ein prächtiges, strammes Bürschlein, mit großen klugen Augen und dickem Kraushaar. Laufen konnte das kleine Kerlchen auf seinen dicken Beinchen, daß es schier zum Verwundern war, und das rote Mäulchen that's den Mühlrädern nach, nicht eine Minute stand es still. Hatte ich schon meine Herzenslust an dem Jungen und seinem süßen Geplapper, das doch kein

Mensch verstand, so war die Trude erst recht vernarrt in ihn. Das war ein Tändeln und Spielen und Kosen — „schier nicht zum Aushalten,“ — wie ich oft brummte, und dennoch war dies alles ja mein ganzes Glück.

„Otto, ich möchte heut' so gern einmal wieder zur Kirche,“ sagte da an einem wunderschönen Maimorgen mein Weib. „Du weißt, ich bin so lange nicht dort gewesen, mag ja immer den Jungen nicht verlassen. Aber — ich kann's jetzt nicht mehr aushalten; man weiß ja kaum mehr, daß man ein Christenmensch ist, wenn's so Tag aus, Tag ein mit der Arbeit fort geht. — Zu Haus bin ich's anders gewöhnt worden! Der Vater ist längst nicht mehr zufrieden mit mir.“

„So geh' doch, Frau, ich habe dich noch niemals gehalten,“ erwiderte ich nicht sehr freundlich.

„Nein, Mann, das hast Du nicht,“ sagte sie, „aber — ich bin nur gar nicht ruhig, ob Du auch auf den Jungen achtest. Wenn Du Deine Mühle im Gang hast, denkst Du an sonst nichts.“

„Was ich wohl nicht sollte,“ rief ich da noch verdrießlicher; „Du thust wirklich, als ob mein Sohn mir nichts wäre. Mach' dir keine Sorgen, dem Franzel wird nichts passieren.“

Meine Frau schien denn auch wirklich beruhigt. Sie schaffte emsig mit dem Mädchen in Küche und Kammer, bereitete alles für den Mittag vor und machte sich dann zum Kirchgang fertig. Nach einem zärtlichen Abschied von dem Jungen reichte sie mir die Hand. Ich hatte gerade eine kleine Schmeichelei auf der Zunge, mit der ich mein Brummen von vorhin wieder gut machen wollte, da sah ich in Trude's Augen ein paar große Thränen. Das war mir ein so ungewohnter Anblick, daß ich unwillkürlich erschrak. „Was ist los, Kind?“ fragte ich so sanft wie möglich.

Aber da schluchzte sie laut auf. „Otto, lieber Mann,

nur heute thu' mir's zu Liebe und laß die Mühle stehen! Ich bin — ich kann — — der liebe Gott — wird uns ganz gewiß noch einmal strafen!"

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen. Da aber war's mit meiner Geduld zu Ende. Mit einigen bösen, heftigen Worten wandte ich mich um und schritt meiner laut klappernden Mühle zu."

Hier hielt der Erzähler inne. Einen Augenblick bedeckte er die Augen mit der Hand und seufzte tief; dann fuhr er leise und langsam fort, als ob ihm das Sprechen schwer würde: „Ach, liebe Freunde, wenn wir's doch alle recht bedächten, das ernste Wort: ‚Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!' Wir könnten uns dann manch bitteres Weh ersparen. Aber wer glaubt es, daß Gott der HErr ein eifriger Gott ist, der unsre Missethaten furchtbar heimsucht. Ich war an jenem Sonntagmorgen in einer wunderlichen Stimmung; bald wollte ich meiner Frau den Willen thun; sie sollte bei ihrer Rückkehr die Freude haben, Feiertagsruhe in ihrem Heim zu finden; dann bekam der Trotz wieder die Oberhand. Das fehlte mir noch, mich von Weiberlaunen regieren zu lassen; nun erst recht sollte gearbeitet werden. Es wäre sonst gar nicht so nötig gewesen heute; nur ein geringer Vorrat von Stämmen sollte zerschnitten werden, das hätte sehr wohl am Montag geschehen können. So hatte ich denn auch beide Gesellen schon in der Frühe für den ganzen Tag beurlaubt: ich konnte leicht allein fertig werden. Ab und zu warf ich einen Blick nach dem Jungen, der bald in der Küche, bald im Vorgarten war, immer hinter der Kathrine her, die er sehr liebte, und ich wußte ihn bei ihr in guter Hut. So war etwa eine Stunde vergangen. Ich hatte eben einen sehr dünnen Stamm, der nur einmal zerschnitten werden sollte, angelegt und ging nach der Scheune, um vom obern Boden eine kleine Handsäge zu holen.

Zufällig — nein, nach Gottes allmächtigem Willen — warf ich einen Blick aus der Luke nach der unweit von dort arbeitenden Säge. Da — wer beschreibt mein Entsetzen — sehe ich meinen Franzel, der mir offenbar nachgelaufen war, auf dem Baumstamm reitend, die Händchen jauchzend der blanken Säge entgegenstreckend. Einen Augenblick war ich wie gelähmt, aber jede Sekunde brachte mein Kind dem entsetzlichen, sicheren Tode näher. Mit Aufbietung aller meiner Kraft stürzte ich zurück und schwang mich auf die Leiter; aber hatte ich sie vorhin nicht sicher gestellt, oder war ich jetzt in der furchtbaren Angst unvorsichtig, genug, die Leiter stürzte zur Erde und ich mit ihr. Ein wahnsinniger Schmerz im linken Fuß raubte mir für einen Augenblick die Besinnung, aber auch nur für einen Augenblick. Ich durfte ja nicht schwach werden — ich mußte ja mein Kind, meinen Liebling dem Tode entreißen, oder — —! Mit der Kraft der Verzweiflung suchte ich mich unter der schweren Leiter hervor zu arbeiten, ich riß, ich schlug, ich stemmte mich; ich achtete nicht der rasenden Schmerzen, die mir wieder und wieder das Bewußtsein zu nehmen drohten, — alles vergebens! Der Fuß schien in den Sprossen der Leiter verwickelt und ich vermochte nicht, ihn loszubringen. Da lag ich nun, kalten Angstschweiß auf der Stirn, den Tod im Herzen, die Hölle im Gewissen! —

Durch die offenstehende Thür konnte ich die entsetzliche Säge sehen und meinen süßen, ahnungslosen Jungen; schon waren nur wenige Armeslängen mehr zwischen ihm und dem furchtbaren Mordinstrument. Ich schrie wie wahnsinnig: ‚Hilfe! Hilfe!‘ — aber wer sollte mich hören können? Da schrie ich auf zu Gott: ‚Barmherziger, nur das nicht: laß mir mein Kind, und ich will nie wieder am Sonntag arbeiten!‘ Da — hatte Gott mich erhört? that Er ein Wunder? — wie von allmächtiger Hand gehalten stand plötzlich die Säge still.

In demselben Augenblick hörte ich einen gellenden Schrei, sah, wie mein Weib mit fliegendem Gewande und totenbleichem Angesicht den Berg herab rannte, auf den Baumstamm zustürzte, unsern Jungen herabriß und in ihre Arme schloß; dann sah und hörte ich nichts mehr. — — —"

Tief erschüttert hatten alle den Worten des alten Bornholt gelauscht, und als er jetzt erschöpft schwieg, dauerte es eine ganze Weile, bis man ihn durch Fragen zu stören wagte. Endlich aber vermochten einige doch nicht mehr an sich zu halten. „Wie war das Wunder denn geschehen? — Warum kam ihre Frau so früh zurück? — War der Junge ganz unverletzt?" so fragte man durcheinander. Der Alte wischte mit seinem bunten Taschentuch die thränenfeuchten Augen, dann hob er wieder an: „Als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich im Bette; neben mir saß mein Weib und bei ihr stand der Arzt. Es waren schon Stunden vergangen, und man hatte, wie ich später erfuhr, sich sehr um mich gesorgt. Ich war auch noch unfähig, mich zu rühren, und vermochte kaum zu sprechen. Nur ein Wort: ‚Der Junge?' — stieß ich mühsam hervor. Da ging meine Frau auf den Wink des Doktors hinaus und kam gleich darauf mit unserm Franzel auf dem Arm zurück, der mit einem jauchzenden ‚Papa, Papa!' mir die Patschhändchen entgegenstreckte. O Freunde, es war mir in dem Augenblick, als wäre ich aus der Hölle in den Himmel versetzt; ich schloß die Augen und konnte nichts als danken — danken.

Lange, schwere Monate vergingen, bis ich erfuhr, wie alles geschehen war. Mein Fuß mußte abgenommen werden, und ein schweres Nervenfieber brachte mich an den Rand des Grabes. Endlich aber kam durch Gottes Barmherzigkeit, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, die Stunde, da ich mir von meinem Weibe erzählen

lassen durfte, wie alles geschehen war. Sie hatte in der Kirche gar keine Ruhe finden können. „Immer," sagte sie, „mußte ich an den Jungen denken, und eine unbestimmte Angst, daß ihm etwas geschehen könne, quälte mich. Endlich konnte ich es nicht mehr ertragen. Noch bevor der Pastor die Kanzel bestieg, verließ ich leise das Gotteshaus und eilte heim. Je näher ich dem Hause kam, desto größer wurde die Angst; ich lief zuletzt so sehr, daß ich kaum mehr atmen konnte. Endlich hatte ich den letzten Hügel erreicht. Da — du weißt, was für ein grausiger Anblick sich mir bot! — Schreiend und vor Entsetzen halb tot, flog ich mit übermenschlicher Anstrengung den Weg hinab; dennoch wäre ich zu spät gekommen, wenn nicht im letzten Augenblick die Säge gestanden hätte."

„Aber wie geschah das?" rief ich, „Gott selbst muß sie gehalten haben, sonst kann ich's mir nicht erklären."

„Ja, Mann, Gottes Hand war dabei im Spiele. Am Nachmittag kam Vater. Er hatte schon alles gehört und wollte nun sehen, wie's hier stände. Er war an dem Morgen auf dem Wege zu uns gewesen. Als er aber an die Wasserscheide gekommen und gesehen hatte, daß der Mühlenbach nicht abgedämmt war, hatte ihn ein heiliger Zorn über deine so oft schon von ihm gerügte Sonntagsarbeit erfaßt. Ohne sich zu besinnen, hatte er die Sperrvorrichtung geschlossen und war dann umgekehrt, um in die Kirche zu gehen. Dort ist er aber erst angekommen, als ich sie schon verlassen hatte, um den Fußweg einzuschlagen, der mich schneller heimbrachte; so waren wir uns nicht begegnet." Aber daß gerade in dem Augenblick, da schon fast die Zähne einen Zipfel der Schürze unseres Jungen erfaßt hatten, der letzte Tropfen Wasser verbraucht war, das war Gottes Werk. Ja, Er hat das Schreckliche verhütet; o Otto, wie sollen wir Ihm das danken?" —

Ja wie? — ich wußte, daß ein ganzes Leben nicht

ausreichen würde, und nun freue ich mich darauf, daß ich bald eine Ewigkeit dazu haben werde.

An der Stelle, wo Gottes Hand in Gnaden vom Himmel sich herabstreckte, um mich armen Sünder zu retten, habe ich ein Kruzifix errichten lassen. Wenn ich jetzt einmal den Franzel dort besuche, dann nehme ich meine Enkel mit unter das Kreuz und erzähle ihnen von einem großen Sünder und von dem noch größeren Sünderheiland.“

Es war spät geworden. Still und bewegt drückten die Freunde einander zum Abschied die Hand.

Der Pastor aber meinte: „Eine solche Neujahrspredigt haben wir alle wohl noch nicht gehört; die hat Gott der HErr selbst uns gehalten.“

4.

Sein Nehmen ist Geben.

Eines der schönsten Häuser in der Vorstadt H . . . . . s ist die Villa der Frau von Bretton. Wer zum ersten Male ihrer ansichtig wird, bleibt unwillkürlich stehen, um sich den prächtigen Besitz etwas näher anzusehen, und in mehr als einem Herzen mag sich beim Betrachten des stolzen Gebäudes, des großen, parkartigen Gartens mit den herrlichen Baumgruppen, den plätschernden Springbrunnen und den kunstvollen Teppichbeeten der Gedanke geregt haben: Wer doch auch so glücklich wäre, so viel Pracht und Reichtum sein eigen nennen zu dürfen. Ja, es hatte wirklich eine Zeit gegeben, wo das reinste Erdenglück in diesen prächtigen Räumen wohnte, wo eine fröhliche Kinderstimme mit den Vögeln im Park um die Wette sang, und die glücklichen Eltern, mit ihrem kleinen Liebling selbst wieder zu Kindern geworden, seine frohen Spiele teilten. Dann aber brach der August des Jahres 1892 an,

und als er zu Ende gegangen war, da war auch alles Glück und alle Freude in diesem Hause zu Ende. Die Cholera, dieser grausame Würgengel, der weder Paläste noch Hütten mit seinem Besuch verschonte, holte sich als eins der ersten Opfer Herrn von Bretton und nach wenigen Tagen auch sein einziges Kind. Die Gattin und Mutter aber genas. — Wie heiß sie auch den Tod herbeisehnte, wie stürmisch sie Gott anflehte um diesen Erlöser von ihrem furchtbaren Leid — er ging an ihr vorüber. Seitdem glich die Villa Bretton einem Mausoleum, in dem kaum mehr ein lautes Wort, geschweige denn ein fröhliches Lachen gehört wurde. Starr und bleich schlich die unglückliche Besitzerin in all der Herrlichkeit umher, bald ruhelos von einem Gemach ins andere plan- und ziellos wandelnd, bald stundenlang in düsterem Schweigen vor sich hinbrütend. Sie hätte, wie einst Ruths Schwiegermutter, sagen können: „Nennt mich nicht Naemi, sondern Mara, denn der Allmächtige hat mich sehr betrübt.“ Der einzige Ausgang, den die Verwaiste machte, war der Weg zum Friedhof, an die Gräber ihrer Lieben. Dorthin pilgerte sie täglich bei Sonnenschein, wie bei Sturm und Regen; dort weilte sie oft Stunden; aber Trost und Linderung ihres heißen Wehs fand sie nicht; dort nicht — nirgends auf der weiten Welt. Die Dienerschaft stand ihrer Herrin ziemlich fremd und kalt gegenüber; sie wollte ja keine Teilnahme von ihr, wie sollte man sich denn bemühen, ihr solche zu zeigen. Es waren auch fast lauter Fremde. Von den früheren waren, nachdem das Kindermädchen auch von der schrecklichen Krankheit befallen worden war, keine an der Stätte des Todes geblieben. Nur eine hatte standgehalten, die alte Dorette, die ihre Herrin als kleines Kind schon gepflegt und gewartet hatte und noch immer mit wahrhaft rührender Liebe und Treue an ihr hing. Sie sorgte Tag für Tag für ihre unglückliche Herrin wie eine

Mutter für ihr krankes Kind; und ob diese auch scheinbar nichts davon empfand, sie ließ sich dadurch nicht beirren noch ermüden. Einmal mußte es wieder anders und besser werden, das wußte Dorette ganz gewiß, denn sie kannte ihren Vater im Himmel; der konnte ihre heißen Fürbitten nicht unerhört lassen, das hatte Er noch nie gethan.

* * *

Der heilige Abend war herangekommen. Auch in diesem Jahre schlugen ihm tausend und abertausend Herzen in freudigem Hoffen und Sehnen entgegen. Ist doch das Engelwort: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ der Grundton geblieben, der allen Weihnachtsklang und Weihnachtssang in die rechte Tonart bringt und alles Reden und Singen ausklingen macht in dem Jubellied: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Aber freilich — auch in diesem Jahre, und mehr als in manchem sonst, zitterte in vielen Herzen die bange Frage: „Wie werde ich das Fest überstehen? Wird es mir Trost bringen für meinen Schmerz? Balsam für meine Wunden? Wird auch nur ein kleiner Strahl des Weihnachtslichts in meine Finsternis hereinleuchten?“ O wohl uns, daß die Weihnacht uns den gebracht hat, der selbst geseufzt und geweint hat in bitterem Leiden, und der gerade die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, daß Er sie erquicke.

Die alte Dorette hat es heute gar eilig. Soeben ist ihre einzige Schwester gekommen, um sie ein Stündchen zu besuchen; dann will sie weiter reisen, um bei ihrer verheirateten Tochter Weihnacht zu feiern. Nun muß schon zu ungewohnt früher Zeit — es ist erst drei Uhr — Kaffee gekocht werden, um der lieben Schwester es behaglich zu machen. Dabei erzählen sie einander von allem, was beiden zumeist am Herzen liegt.

„Also deine Herrin kann sich noch immer nicht in den Verlust finden? — Ja, hart ist es aber auch, Mann und Kind so auf einmal zu verlieren! Weiß das am besten selbst. Und sie ist noch so jung! Das wird wohl eine traurige Weihnacht für sie werden.“

Dorette nickte betrübt. „Sie will natürlich nichts vom Feiern hören. Ist schon seit einer Stunde wenigstens wieder bei ihren Gräbern. Heute morgen hat sie der Anna und Katharina und dem August jedem ihr Geschenk gegeben, vier oder fünf Goldstücke, und außerdem noch Reisegeld; sie sollten nur alle drei zu ihren Verwandten gehen, sagte sie, hier gäbe es keine Weihnacht. Und dabei sah sie so jammervoll und traurig aus; — ich konnte es nicht mit ansehen. Mich fragte sie nachher, ob ich nicht einen rechten Herzenswunsch hätte, — sie wolle mir ihn so gerne erfüllen. Aber ich schüttelte den Kopf. Ich habe ja nur einen — und den kann nur einer erfüllen. — Ich sagte ihr das auch; da sah sie mich so eigen an mit ihren großen Augen, die ganz trübe geworden sind von all den Thränen; und plötzlich drückte sie mich an sich, ganz, ganz fest und sagte: „Du gute, treue Seele du! — Du wenigstens bist mir geblieben!“ — Ach, ich hätte ihr so gerne gesagt, daß ihr noch viel, viel bessere Liebe geblieben ist, aber — ich konnte nicht; die dummen Thränen kommen auch immer zur unrechten Zeit. — Aber nun trink noch mal aus, Lise, bekommst sobald keine Tasse wieder von deiner Schwester. — So, das ist vernünftig! — Weißt du nun aber, was ich gethan habe? Einen Weihnachtsbaum hab' ich ganz heimlich gekauft und aufgeputzt, bloß mit weißen Lilien und Lichtern, weißt du. Vielleicht darf ich's doch wagen, ihr den anzuzünden — und vielleicht — vielleicht.“ —

Frau von Bretton konnte sich heute gar nicht trennen von ihren teuren Gräbern. Sie hatte sie mit kostbaren Kränzen

geschmückt; sie hatte in selbstquälerischem Schmerz sich wieder und wieder ausgemalt, wie es hätte sein können am heutigen Abend, wenn sie ihre Geliebten noch hätte. Nun graute ihr förmlich davor, in das öde, leere Haus zurückkehren zu sollen. Schon mehr als einmal war sie dem Eingangsthore zugeschritten, aber immer wieder umgekehrt. Und — wunderbar! — wieder drängte sich ein Gefühl in ihrem Herzen hervor, das schon seit Wochen sie beunruhigte: das Gefühl der Ungewißheit, des Zweifels, ob sie jetzt wirklich so glücklich wie früher sein würde, wenn sie noch die Lieben um sich hätte, die dort unter den Hügeln ruhten. Frau von Bretton hatte sich in all den einsamen Stunden mit ihrem Sinnen und Denken nicht bloß in die nächste Vergangenheit versenkt; auch die eigene Kindheit stieg oft, besonders in diesen Adventswochen, vor ihrem inneren Auge auf. Wie war sie doch so glücklich gewesen als der einzige, zärtlich behütete und wohlversorgte Liebling ihrer Eltern! Aber unter all den sonnigen Bildern ihres Kindheitsparadieses leuchtete eins in verklärtem Glanz, und das war es, was sie jetzt wieder und wieder betrachten mußte. — Es war an einem Weihnachtsabend gewesen. Wie immer hatten die lieben Eltern ihrem Kinde eine Fülle schöner Gaben unter dem strahlenden Christbaum aufgebaut. Ihr aber war so eigen zu Sinne gewesen, und als die Eltern einmal hinausgegangen waren, — sie wußte es noch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, — da war sie unter dem Baum niedergekniet und hatte aus sehnsuchtsvollem Herzen heraus gebetet:

Ach, mein herzliebster Jesus Christ,
Mein's Herzens Thür Dir offen ist.
Mach' Du es ganz von Sünden rein
Und laß mich Deine Wohnung sein.

Da war eine Freude in ihr junges Herz eingezogen, so süß, so selig und doch so ganz anders, als alle Freuden, die

sie bisher gekannt hatte! — Frau von Bretton hatte später viel Liebe, viel Glück, wenigstens was die Welt so nennt, in ihrem Leben empfangen; — dieses Glück und die Freude jenes Weihnachtsabends nicht wieder. Aber vergessen hatte sie es nicht, vergessen konnte sie es nicht; ein tiefes Sehnen darnach war ihr im innersten Herzen geblieben. In all den Jahren ihrer Jugendzeit und ihrer Ehe war es ihr kaum zum Bewußtsein gekommen; nun aber brach es oft hervor mit einer Gewalt, daß die verwaiste Frau sich ihm hingeben mußte. Das waren dann die Stunden, in denen sie sich fragte, ob Mann und Kind ihr Sehnen stillen könnten. Sie wußte, daß es nicht sein könnte; sie wußte jetzt auch, wer allein es vermöge: daß ihr HErr und Heiland ihr wieder seinen seligen Frieden ins Herz senken und es mit der Freude füllen würde, die er ihr an jenem Christabend zu schmecken gegeben, daß sie ihr heißes Sehnen nur zum Gebet und Flehen werden zu lassen brauchte, um zu empfangen, was sie begehrte. Aber — o wunderbares Menschenherz! — davor schreckte die arme Frau zurück wie vor einer Sünde. Sie wollte noch Glück und Freude begehren, sie, die zweimal Verwaiste, und das wenige Monate nach ihrem unersetzlichen Verlust! — War nicht ein solcher Gedanke schon eine Versündigung wider Gatte und Kind, ein Verrat an ihrer Liebe? — Nein, sie mußte weiter trauern, weiter den Schmerz tragen, den Gott selbst ihr ja auferlegt hatte.

Noch einmal war Frau von Bretton an die teuren Gräber zurückgekehrt; noch einmal warf sie einen langen, heißen Blick auf die geliebten Namen, die goldglänzend aus dem schwarzen Marmor hervorschimmerten; dann endlich riß sie sich los, um heimzukehren. Es begann schon zu dunkeln, und ein Stern nach dem andern blitzte auf am weihnachtlichen Himmel. Langsam schritt sie an den langen Reihen der Gräber entlang.

Da — was war das? Täuschten sie ihre erregten Sinne, oder war es Wirklichkeit? Nicht weit von ihr schimmerte ein Lichtlein zu ihr herüber; jetzt noch eins und noch eins. Unwillkürlich lenkte Frau von Bretton ihre Schritte der Richtung zu; sie mußte doch sehen, was der seltsame Anblick bedeute. Bald war sie nahe genug, um alles deutlich erkennen zu können. Auf einem schmucklosen Grabe stand ein kleines Tannenbäumchen; einige wenige Lichtlein waren daran befestigt, und ein etwa sechsjähriges Mädchen bemühte sich, sie anzuzünden. Neben ihr stand ein etwas jüngerer Knabe. Als Frau von Bretton näher kam, sah sie deutlich, daß die Kinder sehr ärmlich gekleidet und erschreckend bleich waren. „Cholerawaisen!" durchzuckte es sie. Da hörte sie den Knaben sagen: „Bekommt Mutter den Baum nun auch gewiß, Martha? Sagt der liebe Gott ihr, daß wir ihr einen geschenkt haben?"

„Das wird der liebe Gott gewiß thun, Rudi. Ach, wenn Mütterchen doch käme und ihn holte, daß wir es sehen könnten."

„Wir wollen so lange warten, Martha."

„Das geht nicht, Rudi; dann schlägt die Tante uns wieder. Und dann kriegen wir gar nichts zu essen, wenn wir zu spät kommen; und ich bin doch so hungrig."

„Da wollen wir lieber gleich gehen, Martha. Kriegen wir dann auch Weihnachtskuchen?"

Martha schüttelte traurig den Kopf. „Die kriegen wir wohl erst, wenn wir im Himmel bei Mama und Papa sind. — Aber nun komm, Rudi!"

* * *

„Dorette, du mußt gleich in mein Zimmer kommen," rief Frau von Bretton, als diese ihr die Hausthür öffnete; „ich muß notwendig etwas mit dir besprechen."

Ganz verwundert blickte die treue Magd in das erregte Gesicht ihrer Herrin. Was mochte sie nur haben? Die Augen

glänzten ja in einem ganz ungewohnten Licht, und die Stimme hatte fast den alten, lieben Klang. So schnell wie möglich folgte sie der erhaltenen Weisung. „Da setz' dich, Dorette, und nun höre, was mir begegnet ist. Auf dem Friedhofe waren zwei Kinder, Cholerawaisen natürlich, die ihrer Mutter ein Tannenbäumchen mit Lichtern aufs Grab gesetzt hatten. Ich hörte, wie sie miteinander sprachen, daß ihre Eltern im Himmel und sie bei einer Tante wären, die sie schlüge und sie hungern ließe. Da — Dorette — da wußte ich auf einmal, daß es noch größeres Leid gibt, als meins — und da — —. Ich ging mit den Kindern, ich fragte sie nach allem, was ich wissen mußte, denn — ich will die Kinder zu mir nehmen, Dorette. Sie sollen nicht mehr hungern, sie sollen nicht mehr Schläge bekommen; o, und sie sollen nicht umsonst sich nach Weihnachtskuchen sehnen und — — nach Mutterliebe! — Ach, hätte ich doch den August nicht fortgeschickt! Er könnte hingehen nach der G....straße Nr. 16. Da wohnen sie; aber das war für mich ja zu weit heute abend. Und dann — ich hätte ja auch nichts für die armen Dinger; nicht mal einen Tannenbaum. Aber den mußt du noch holen, Dorette, schnell, schnell; morgen ist ja nichts mehr zu bekommen. Da hast du Geld; kaufe auch eine Puppe, hörst du; für den Jungen haben wir — ja — noch — etwas von —" Einen Augenblick drohten da doch die Thränen wieder hervorzubrechen bei dem Gedanken an ihr Söhnchen, aber mit Gewalt wurden sie niedergekämpft. „Besorge alles, gute, alte Seele! Und morgen — dann holen wir uns die Kinder!"

Dorette stand in ihrem Stübchen und lachte und weinte in einem Atem. Sie band ihren Mantel um, setzte die warme Kappe auf, aber dazwischen faltete sie immer wieder die zitternden Hände. „O, was bist Du doch für ein Gott! Nun doch noch zum Weihnachtsabend! Wenn ich Dir das doch

mal so recht wieder gut machen könnte!“ So schluchzte die Alte und wischte die immer wieder herabrinnenden Thränen von den runzeligen Wangen. „Aber nun schnell, sonst merkt sie was! — 'nen Tannenbaum sollt ich holen! — Ja, der ist längst besorgt. — Und ‚wenn ich nur nicht den August fortgeschickt hätte, hat sie gesagt‘, — ‚der hätte die Kinder noch holen können.‘ — Als wenn das die alte Dorette nicht auch könnte! — Als wenn die nicht zu den Hottentotten nach Afrika liefe, wenn sie damit ihre liebe Herrin wieder glücklich machen könnte! — Na, ich bringe dir die Kinder noch heute abend, so gewiß die das Weihnachtsgeschenk sind, das ich dir und — mir erbetet habe.“

* * *

Frau von Bretton wurde die Zeit doch gar lang, bis Dorette heimkehrte. Ob sie wohl keine Puppe finden konnte, die ihr gefiel? Die gute Alte hatte einen so besonderen Geschmack. „Was sollen die armen Kinderchen mit solchen Wachsgesichtern spielen?“ hatte sie einmal gesagt, „die sind ja bloß zum Angucken.“

Dann wieder machte sie sich innerlich Vorwürfe, daß sie andere Gedanken haben konnte, als an ihren Gatten und ihren Georg, und das an diesem Abend! Aber es half nichts; immer aufs neue drängten die beiden bleichen Kindergesichter mit dem rührenden Ausdruck des Schmerzes sich dazwischen, und dann war es ihr, als hörte sie eine Stimme sagen: „Wer ein solches Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf,“ und als müsse sie antworten: „Ach mein herzliebster Jesus Christ, mein's Herzens Thür Dir offen ist.“

Endlich schien Dorette zurück zu sein. — Aber warum kam sie nicht, um ihr Bericht abzustatten? — Eine Viertelstunde war wieder langsam dahingeschlichen, da konnte es die Wartende nicht länger ertragen. Gerade wollte sie aufstehen,

als die Alte eintrat. „Nun, du bist aber lange geblieben, Dorette! Hast du alles bekommen?"

Dorette nickte; ihr schien das Sprechen schwer zu werden.

„Wo hast du denn die Puppe und den Baum? Laß mich doch sehen!"

„Ich wollte gnä' Frau bitten, — ob gnä' Frau nicht mitkommen wollen. — Im Eßzimmer ist alles."

Kopfschüttelnd folgte Frau von Bretton der alten Magd, die eiligst verschwunden war. Kaum aber hatte sie die Thür des Eßzimmers geöffnet, als sie sprachlos auf der Schwelle stehen blieb. Mitten im Zimmer auf dem sauber gedeckten Tisch stand ein Christbaum in hellem Kerzenglanz und davor — davor zwei liebe, kleine Kinder, die mit ihren süßen Gesichtern vertrauend zu ihr aufschauten und die Händchen ihr entgegenstreckten. Dahinter die alte Dorette mit Augen, aus denen eine Freude leuchtete, wie das alte Herz sie vielleicht noch nie empfunden hatte."

„Das ist ihr Christkind, liebe gnä' Frau; — das schickt ihnen der liebe Gott!" sprachen die zitternden Lippen.

Und Frau von Bretton? — Sie konnte nicht sprechen; sie konnte nur die Kinder und die Alte an ihr Herz pressen, in der unsagbar seligen Gewißheit, daß der Heiland ihr nun gethan habe nach Seiner Verheißung: „Ehe sie rufen, will Ich antworten," und daß mit Ihm die große, herrliche, so lange und so heiß ersehnte Freude in ihr Herz einzog, von der Er gesprochen hat: „Niemand soll sie wieder von euch nehmen!"

5.

Unvergeßliche Erinnerungen.

I.

Wohl nur wenige Menschen mag es geben, deren Leben so unbewegt und gleichmäßig dahinfliegt, daß nicht das eine oder andere Ereignis einen besonderen und bleibenden Eindruck hinterläßt. Es brauchen nicht immer großartige Begebenheiten zu sein; oft vermögen wenige Worte, ja ein einziger Blick für einen Menschen so bedeutungsvoll zu werden, daß sein ganzes Leben davon beherrscht und umgewandelt wird. Gerade solche Erfahrungen aber sind es, die gewaltiger als die beredtesten Worte uns überzeugen, daß kein „blindes Schicksal" in unsern Lebensführungen waltet, daß es keinen, auch nicht den kleinsten Zufall gibt, sondern daß alles und jedes gelenkt und gesandt wird von dem Vater im Himmel, dessen Weisheit und Liebe die unbedeutendsten Kleinigkeiten zu benutzen weiß, um Seine Kinder dem einen herrlichen Ziele zuzuführen, zu dem Er uns alle berufen hat in Christo Jesu, Seinem lieben Sohne, unserm HErrn.

Ist dem aber so, so lohnt es sich gewiß der Mühe, derartige Begebenheiten zu sammeln und ihrer Bedeutung stille nachzusinnen.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen möchten hiezu anregen. Was in ihnen berichtet wird, sind teils eigene Erlebnisse, teils solche, die mir von andern mitgeteilt wurden. Immer werde ich aber die betreffende Person selbst erzählen lassen.

„Als ich Kind war, gab es noch lange nicht so viel Privatschulen wie jetzt, besonders nicht für Mädchen. Wer seinen Töchtern eine weitergehende Bildung, als die Volksschulen sie boten, zu teil werden lassen wollte, mußte sie entweder in ein großstädtisches Pensionat schicken oder ihnen Privatunterricht geben lassen. Solchen zu erhalten, war gewöhn-

lich nicht so schwer. Meistens waren es emeritierte Lehrer, die sehr dankbar waren, in dieser Weise noch wirken und zugleich etwas verdienen zu können, oftmals aber auch Damen aus den höheren Ständen. Eine solche war es auch, die eine Reihe von Jahren hindurch mir Unterricht in fremden Sprachen erteilte. Fräulein N. war schon hoch betagt, wenigstens nach meiner Ansicht. Sie mochte wohl früher bessere Tage gesehen haben, davon zeugte besonders die Einrichtung ihrer Zimmer. Beschränkte sich diese auch auf das Notwendigste, so zeigte doch jedes Stück von feinem Geschmack und war gewiß sehr wertvoll. Jetzt dagegen schien eher Mangel als Überfluß in den kleinen, mir so trauten Räumen zu herrschen. Freilich habe ich damals darüber nie etwas Näheres erfahren. Unsre Eltern pflegten derartige Dinge nicht, wie es leider jetzt nur zu oft geschieht, in Gegenwart der Kinder zu besprechen. Aber wenn ich sehen mußte, wenn ich mitunter etwas zu früh kam, wie die alte Dame mit ihren feinen, jetzt noch dazu von der Gicht gekrümmten, steifen Fingern das Zimmer reinigte oder Zubereitungen für das Mittagsmahl traf, dann ging doch auch dem Kinde eine Ahnung davon auf, daß hier nicht alles wäre, wie es sein sollte. Es mag wohl sein, daß mein Herz, wenn auch unbewußt, dadurch zum Mitleid bewegt wurde — jedenfalls hatte ich Fräulein N. sehr lieb. Nie habe ich ein unfreundliches oder gar hartes Wort aus ihrem Munde vernommen, nie auch eine Klage. Waren die Schmerzen des Nachts einmal gar zu heftig gewesen, so daß sie vielleicht in den Morgenstunden ein wenig den entbehrten Schlaf gesucht und infolge dessen noch nicht ganz mit ihren häuslichen Arbeiten fertig geworden war, so pflegte sie mir wohl ihre gichtsteifen Hände zu zeigen und wie um Entschuldigung bittend, zu sagen: „Die wollten heut ihre Schuldigkeit nicht thun, liebes Kind. Nun wollen wir aber den Kopf desto fleißiger arbeiten

lassen.“ Zuweilen durfte ich meiner lieben Lehrerin etwas mitnehmen, einen schönen Strauß Rosen oder ein Körbchen voll Erdbeeren, oder die erste Ernte von unserm schönen Prinzapfelbaum. Das war stets eine Freude! Fräulein N. verstand die leider so seltene Kunst des rechten Nehmens. Sie ließ dem Spender die volle, ganze Freude des Gebens; ihre Freude war so ungekünstelt und herzlich, daß man wohl versucht werden konnte, zu denken, ob nicht doch das Nehmen seliger sei als das Geben. Freilich, was der eigentliche Grund ihrer Freude war, ahnte ich damals nicht, das erfuhr ich erst viel später. Sie behielt nämlich wenig oder nichts von den ihr geschenkten guten Dingen für sich; die wurden alle in die Hütten der Armen getragen, damit wurden Kranke und Sterbende erquickt. Fräulein N. hätte aus eigenen Mitteln dies nicht beschaffen können; darum war ihre Freude so groß, wenn von andern ihr die Hände zum Austeilen gefüllt wurden.

Etwa drei Jahre mochte ich ihren Unterricht genossen haben, als meine geliebte Lehrerin schwer erkrankte. Wochen, ja Monate vergingen zwischen Fürchten und Hoffen; die Krankheit war gehoben, aber die Kräfte wollten nicht wiederkehren. Endlich — es war an einem wunderschönen Maitage — gab meine liebe Mutter mir die so lang ersehnte Erlaubnis, Fräulein N. einen kurzen Besuch zu machen. Überglücklich trat ich bald darauf in das traute, sonnige Stübchen. Die Genesene saß im Lehnstuhl, noch etwas bleich und matt, aber die lieben, sanften Züge waren doch so still und freundlich wie immer.

Ich war ein sehr scheues Kind. Wie so oft vermochte ich auch jetzt nicht meinen Gefühlen den rechten Ausdruck zu geben; nur ein Händedruck und ein leises: „Ich freue mich so“ sagten meiner Lehrerin, was in mir vorging, aber ich glaube, es sagte genug. Als sie dennoch nichts erwiderte, mochte ich sie wohl etwas verwundert angeblickt haben; ich

meinte ja, sie müsse erst recht überglücklich über die wiedererlangte Gesundheit sein. Da sah ich, wie es feucht schimmerte in den lieben, braunen Augen, und mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund sagte meine alte Freundin: „Ich wäre so viel, viel lieber jetzt in der Heimat droben.“

Welch einen Eindruck diese schlichten Worte auf mich machten, läßt sich nicht beschreiben. Zum erstenmal ging dem Kinde eine Ahnung auf von dem verborgenen Ewigkeitsleben, das das Menschenherz in sich trägt; meine Seele war berührt vom Hauch des Gottesodems. Es war mir, wie es Jakob gewesen sein mag, als er, von seinem seligen Traum erwachend, ausrief: „Hier ist die Pforte des Himmels!“ —

Mehr denn dreißig Jahre sind seit jener Stunde vergangen. Das, was ich in ihr erlebt, steht noch in diesem Augenblick so lebendig vor meiner Seele, als wäre es erst gestern geschehen. Fräulein N. weilt nun schon lange dort, wohin ihr starkes Heimweh sie zog. Sie wird es auch da wohl erfahren haben, welch ein Segen sie mir durch jene schlichten Worte unbewußt geworden ist. So erfüllt der HErr den Seinen immer noch seine Verheißung: „Ihr werdet auch zeugen“ (Joh. 15, 27).

II.

Überaus schöne Zeiten waren es, die ich einst in einer mir innig befreundeten Försterfamilie verleben durfte. Schon die friedliche, an Naturschönheiten überreiche Umgebung des trauten Forsthauses, in der wir zu Fuß und zu Wagen umherstreiften, war mir eine Quelle unerschöpflicher Freude; noch mehr aber das so überaus glückliche Familienleben, in das ich wie ein zugehöriges Glied aufgenommen wurde.

Freilich, Leid und Trübsal kehrten dann und wann auch in dies stille Haus ein; aber alles wurde überwunden und getragen von der großen, starken Liebe, die die Gatten ver-

band. Ich habe in manches Familienleben Blicke thun dürfen, habe auch viel Liebe und Glück gefunden, eine friedlichere, glücklichere Ehe aber kaum, wie dort im lieben Försterhause.

Wie verstanden sich die beiden auch ohne Worte; wie lebte das eine im andern und für das andere; wie war die Frau nur halb sie selbst, wenn der Mann ferne war; was für eine Freude des Wiedersehens auch nach einer kurzen Trennung. Als ich scheiden mußte, hinterließ ich als den unmittelbarsten Ausdruck meines Empfindens dem trauten Forsthause den Namen „Jelängerjelieber".

Es war mir nicht vergönnt, noch einmal dort einzukehren, aber mein „Jelängerjelieber" ist es mir geblieben. In wie viel höherem Maße war es das aber denen, die es ihre Heimat nennen durften. Und doch sollte für sie so bald schon die Scheidestunde schlagen. Eine heftige Krankheit — ein sanftes Einschlummern — und meine arme Freundin war Witwe! — Ihren grenzenlosen Schmerz zu beschreiben vermag ich nicht; ich will es auch gar nicht. Solche Zeiten, wo Gott der HErr eine Seele heimsucht, sind zu heilig; dahinein darf kein anderes Auge blicken. Aber das möchte ich erzählen, wie dem Vater, der die Liebe selber ist, allemal das Herz bricht, wenn Er uns wehe thun muß, und wie Er es nicht lassen kann, zu trösten — so mild und innig, wie nur eine Mutter ihr Kind zu trösten weiß.

Der Tag der Beerdigung war gekommen. Der Wald hatte von seinem besten Schmuck hergegeben zum letzten Gruß für seinen scheidenden Freund und Herrn, der ihn so sehr geliebt hatte. Der Platz vor dem Forsthause war in einen kleinen Hain umgewandelt. Mitten in dem dichten Grün stand der mit Blumen fast bedeckte Sarg. Tief ergriffen lauschte die große Trauerversammlung den bewegten Worten des Geistlichen. Der Heimgegangene war viel geliebt worden,

das spürte man nur zu deutlich. Eine feierliche Stille herrschte auch rings in der Natur; kein Windhauch machte die Bäume flüstern und rauschen; der Himmel selbst hatte sich in ein graues Trauergewand gehüllt. Da — in dem Augenblick, als der letzte Segen über den Entschlafenen gesprochen wurde, brach die Sonne strahlend hell aus den Wolken hervor und überflutete den Sarg mit goldigem Schein. Der Vater hatte noch einmal sein Kind gegrüßt. Aber Seine Liebe hatte noch einen andern Trost für die tiefgebeugte Witwe erdacht, einen Trost, so wunderbar, so unmittelbar aus Seinem Herzen kommend, daß sie es zeitlebens nicht vergessen wird. Der Leichenzug hatte sich in Bewegung gesetzt. Jetzt war der Wald zu Ende; man mußte den Weg über einige Koppeln nehmen. Eben war man auf der zweiten angekommen, da erscheinen plötzlich von beiden Seiten ganze Rudel Rehe und Hirsche. Unbeweglich bleiben sie stehen, bis der Zug vorüber ist, blicken ihm noch eine Weile unverwandt nach und — dann setzt die ganze Schar sich in Bewegung und folgt. Sie müssen ja ihrem väterlichen Freunde, der sich ihrer in harter Winterszeit so treulich angenommen, ihnen so sorgsam geschützte Futterplätze errichtet hat, das letzte Geleit geben.

Vor Jahren hatte der Heimgegangene ein Bild gesehen: „Das Begräbnis des Waidmanns", das eine ähnliche Scene darstellte, und es seiner Frau tiefbewegt gezeigt. Nun ließ Gottes Liebe sie ein gleiches lebendes Bild schauen. Das wird sie Ihm danken, so lange sie lebt.

III.

„Tante, wo soll ich zur Schule gehen?" So fragte sehr wißbegierig ein kleines, mir zur Erziehung übergebenes Mädchen.

„Du wirst wohl in die Mittelklasse kommen," erwiderte ich. „Du bist ja erst zehn Jahre."

„Warum siehst du dabei so traurig aus, Tante?“ fragte Erna nun wieder.

Ich mußte lächeln. Hatten meine Mienen doch wieder meine Gedanken verraten? Wie oft schon hatte ich es hören müssen, daß man alles, was in mir vorginge, auf meinem Gesicht lesen könne, und wie oft hatte ich mich darüber geärgert und mir die erdenklichste Mühe gegeben, meine Geberden in strengere Zucht zu nehmen. Was hatte ich nun mit meinen Anstrengungen erreicht? Daß ein Kind, das mich erst wenige Tage kannte, mir schon in der Seele las! — Ja, ja, so weit her ist es mit der berühmten Selbstbeherrschungskraft des Menschen!

Erna wußte also, daß der Gedanke, sie in die Mittelklasse unserer Schule aufgenommen zu sehen, mich traurig machte; den Grund brauchte sie aber nicht zu erfahren; das war nichts für sie. Welch eine Schülerin wäre sie geworden, wenn sie gewußt hätte, was ich von ihrem zukünftigen Lehrer wußte, nämlich, daß er für alles mögliche Interesse und Eifer und Liebe zeigte, nur nicht für seinen Beruf, für seine Schule, seine Kinder. Und doch sah ich keinen Ausweg, sie vor dieser Schule zu bewahren. Eine Privatschule besaßen wir damals noch nicht, und für die Oberklasse war Erna zu jung und, soviel ich beurteilen konnte, auch nicht reif. Dennoch wollte ich mein möglichstes versuchen. So wandte ich mich denn vor allem an die oberste Behörde, nämlich an den, der gesagt hat: „Bittet, so werdet ihr nehmen,“ ging auch zum Herrn Schulinspektor, der mir aber nicht viel Hoffnung machte. Ich könne das Kind ja zur Versetzungsprüfung der Mittelklasse schicken, meinte er; wenn sie dabei sich besonders hervorthäte, wäre die gewünschte Aufnahme ja vielleicht zu erreichen. Nun, ich wußte ganz genau, daß Erna dabei gründlich durchfallen würde. Sie war bisher stets allein unterrichtet worden, also

gar nicht an die Gegenwart so vieler Kinder gewöhnt, dazu von Natur sehr befangen. Nein, da war nichts zu hoffen. Gleichwohl durfte ich den Rat des Predigers nicht unbefolgt lassen. Mit Zittern und Zagen sah meine arme Kleine dem betreffenden Tage entgegen; eine öffentliche Prüfung schien ihr ungefähr gleichbedeutend mit einer Hinrichtung. Nur mit Not und Mühe konnte ich sie bewegen, überhaupt hinzugehen. Ich klopfte unterdessen wieder recht kräftig bei dem großen Kinderfreunde an, und — wunderbar — es wurde mir dabei ganz fröhlich und getrost zu Mute. War es mir doch, als hörte ich ganz deutlich Seine Stimme zu mir sagen: „Habe Ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“ (Joh. 11, 40.)

Nach einer Stunde ungefähr kam meine Erna zurück mit feuerrotem Kopfe und dickverweinten Augen. Ich brachte nichts aus ihr heraus als erneute Thränenströme. Eine kleine Nachbarin aber vertraute mir! „Sie wußte nicht einmal, wie viel fünf mal fünf ist, und als der Lehrer sie fragte, wo der liebe Heiland geboren wäre, sagte sie ‚in einer Krippe‘, das war doch furchtbar dumm.“

Da hatten wir also die Geschichte! Aber was nun? — In meinem Herzen hieß es wieder wie vorhin: „Habe Ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Also versucht mußte noch etwas werden.

„Wir wollen zusammen zum Herrn Oberlehrer gehen,“ sagte ich nach einer Stunde zu meinem Töchterchen. „Aber erst wasche dir das Gesicht, Du siehst ja noch ganz verheult aus.“

Erna ging und kehrte erst nach einer guten Weile zurück. Sie hatte die Wäsche offenbar sehr gründlich besorgt. Das ganze Gesicht prangte in sattestem Karmin und hatte dabei einen ganz sonderbaren Glanz. „Mädchen, was hast du ge-

macht?“ rief ich ganz entsetzt. „Bist du über meine Bohnerbüchse geraten?“

„Nein, Tante!“ war die ebenso verwunderte Antwort, und die großen, schwarzen Augen sahen mich dabei so ehrlich an, daß ich ihr im stillen sofort meinen schrecklichen Verdacht abbat. Laut sagte ich: „Deine Haut glänzt aber doch, als wäre sie poliert.“

„Ich habe mich nur so tüchtig mit dem Seifenlappen gerieben, Tante. Ich dachte, dann würde doch alles rot, nicht bloß die Augen und die Nase.“

Gegen den Grund ließ sich freilich nicht viel einwenden. Ich war aber doch etwas unzufrieden, dem Herrn Oberlehrer nun eine so „glänzende“ Erscheinung zuführen zu müssen.

Wenn der Ausfall der Prüfung nur das gleiche Prädikat verdienen würde! Dann mußte sich ja alles helfen; aber —. Doch, da war schon wieder der inwendige Mahner: „Habe Ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest!“ Beschämt schlug ich vor mir selbst die Augen nieder und machte mich schleunigst mit meiner polierten Pensionärin auf den Weg.

Der Herr T. war zu Hause. Ich bat zuerst um eine Unterredung unter vier Augen, legte ihm alle meine Sorgen und Bedenken vor und meine Wünsche ans Herz; ließ auch hier und da ein Wort einfließen, wie gern ich das Kind gerade seinen Unterricht und seine Erziehung genießen lassen möchte u. s. w. Aber alles schien umsonst. Immer dasselbe Achselzucken. „Meine Klasse ist ohnehin schon mehr als voll, liebe Frau B. Mit dem besten Willen kann ich nicht noch eine Schülerin unterbringen. Dazu — erst zehn Jahre alt! Sie müßte dann schon sehr weit sein.“ —

Also er kapitulierte doch — so war noch nicht alle Hoffnung verloren. Geschwind riß ich die Thür auf und rief nach Erna. „Sie können das Kind ja einmal prüfen,“ meinte ich diplomatisch, „und dann selbst urteilen.“

Erna stand schon in der Thür. Herrn T.'s Augen ruhten doch nicht ganz so mißfällig, wie ich gefürchtet hatte, auf dem krebsroten Angesicht. Er mochte wohl ein etwas verfrühtes jungfräuliches Erröten vermuten. Wirklich ließ er sich zu einer Prüfung herbei. Und Erna? — Wollte sie ihre vorige Niederlage wieder gut machen, oder erweckte der gute, treue Blick der alten Lehreraugen ihr Vertrauen, oder — half da ein anderer, — geschah ein Wunder, — genug — Herrn T.'s Gesicht verklärte sich immer mehr.

Aber ach! — wieder sollte mein Hoffen bitter getäuscht — nein, mein Glaube noch besser geprüft werden. „Die Kleine hat fleißig gelernt, hat auch guten Unterricht gehabt. Ihre Kenntnisse würden genügen. Es thut mir wirklich leid, — aber ich habe ja keinen Platz."

Damit waren wir entlassen. Höflich geleitete der alte Herr uns bis zur Thüre; herzlich drückte er mir mit einer nochmaligen Äußerung des Bedauerns die Hand. Dabei traf mich ein voller Blick seiner guten Augen. Was er nun auf meinem Gesicht gelesen haben mochte, weiß ich nicht: ob die schmerzliche Enttäuschung oder das innere Ringen mit dem HErrn — genug, plötzlich rief er: „Da fällt mir etwas ein! Kommen sie, bitte, noch einen Augenblick näher. Wenn sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind, will ich die Kleine aufnehmen. Es sind ja fast nie alle Kinder vollzählig. Sie könnte also immer den Platz einnehmen, der gerade leer ist. Sollten aber alle Plätze besetzt sein, so räume ich ihr mein Pult ein. Wollen sie das, so schlagen sie ein."

Brauche ich noch zu sagen, daß und mit welchen Gefühlen ich einschlug? Wer von uns glückstrahlender heimkehrte, Erna oder ich, weiß ich nicht. Erna „schwärmte" für den lieben, alten Mann, wie nur eben ein zehnjähriges Mädchen für einen Lehrer schwärmen kann. Und ich? — ich hatte die

„Herrlichkeit Gottes sehen“ dürfen! Das hat noch heute die Greisin Ihm nicht vergessen.

6.

Jetzt nicht — aber hernach.

Joh. 13, 7.

Die ganze Nacht hatte ein heftiger Sturm aus Südwest getobt. Gar manche, denen das gewaltige Brausen und Tosen den Schlaf geraubt, freuten sich des anbrechenden Morgens, in der Hoffnung, daß das Unwetter dann ausgetobt haben würde. Aber sie hatten umsonst gehofft. Gegen Mittag wurde der Sturm zum Orkan; wer nicht mußte, wagte sich nicht mehr auf die Straße hinaus, war er doch keinen Augenblick sicher, nicht mit herabgeschleuderten Dachziegeln, Fensterscheiben oder dergleichen überschüttet zu werden.

Hoch oben im dritten Stock eines alten Hauses in einem kleinen Dachkämmerchen saß ein ältliches Mädchen emsig nähend. Lina Hilmers, wie wir es nennen wollen, hatte ihren Stuhl dicht ans Fenster gerückt, denn die schwarzen Wolkenmassen, die oft ganze Ladungen großer Hagelkörner herabsandten, drohten ihr das ohnehin spärliche Licht, welches das eine kleine Fenster ihr gönnte, ganz zu rauben. Und sie muß doch das Paradehandtuch, in das sie ein großes Monogramm stickt, noch heute fertig haben. Fürsorglich hat sie ihren einzigen Blumentopf, ihren sehr gehüteten und gepflegten Schatz, vom Fenster entfernt, damit der gewaltige Sturm den zarten Blüten nicht schade. Ab und zu läßt sie einen Augenblick das Auge mit zärtlichem Bewundern auf den prächtigen, blauen Sternen ruhen, dann wieder horcht sie auf die immer heftiger werdenden Windstöße, welche die Wände ihres Stübchens erbeben lassen. — „Gerade ein solches Wetter wie damals,“ flüstert Lina,

als ob sie's ihrem blühenden Liebling vor ihr erzählen müßte; sie hat ja den ganzen Morgen schon an den Novembertag vor vierundzwanzig Jahren denken müssen, über den der HErr, ihr Gott, das Wort geschrieben: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht.“

Ja, ein ähnliches Unwetter war's dazumal gewesen, nur in viel erhabeneren, majestätischeren Weisen hatte der Sturm das kleine Försterhaus inmitten des Waldes umbraust. Und drinnen im Stübchen? — Da war alles feierliche Stille, heiliger Friede. Am Sterbebette der heißgeliebten Mutter kniet Lina Hilmers. Mit Aufbietung aller Kraft drängt sie den Ausbruch des Schmerzes zurück; keine Silbe darf sie ja von den letzten, abgebrochenen Reden der Scheidenden verlieren. Eine ganze Weile hat diese schweratmend mit geschlossenen Augen dagelegen; nun heben sich die Lider noch einmal, noch einmal trifft ein Strahl der treuen Mutterliebe das einzige Kind. „Wie bin ich glücklich, — meine Lina, mein Herzblatt, — daß du nicht verlassen sein wirst! — Schreib gleich an Adolf — hörst du, dann wird er kommen; — dann wird er dich trösten. — Und macht bald Hochzeit, mein Kind, — wartet nicht das Trauerjahr ab; versprich es mir!“ — Lina nickt und küßt die abgezehrte Hand der Sterbenden; sprechen kann sie nicht. Ein verklärtes Lächeln breitet sich über das geliebte Antlitz: „Wie schön,“ flüstern die bleichen Lippen, „ich gehe in meine Heimat droben, — und du in deine Heimat hier auf Erden; o HErr, — ich danke Dir!“ — —

Lina schrieb dann am andern Tage gleich an ihren Verlobten, wie die Mutter gewünscht, und bat ihn, wenn irgend möglich, zur Beerdigung zu kommen. Aber statt seiner kam nur ein ganz kurzer Brief mit einer kühlen Entschuldigung. Die arme Lina empfand die Enttäuschung in ihrer großen Einsamkeit doppelt schmerzlich; aber echte Liebe kann nicht zürnen;

sie kann nur glauben und hoffen. — So wartete, so hoffte Lina weiter von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, bis eines Tages ein Brief kam, von der geliebten Hand geschrieben; aber in dem Brief lag — ihr Verlobungsring. — Das war die Stunde, in der Gott der HErr sie in Seine Schule nahm, sie auf das unterste Bänklein setzte und ihr die Lektion aufgab: „Was Ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“ — Hat Lina Hilmers sie gelernt? — Ach, zunächst nur: „das weißt du jetzt nicht.“ Nein, sie wußte es nicht, warum ihr ganzes Lebensglück so mit einem Schlage vernichtet werden mußte. Sie wußte nicht, wie sie, die bisher so zärtlich geliebte, so sorglich behütete Tochter, ihren einsamen Pfad durchs Leben finden sollte, ohne Liebe, ohne Berater und Beschützer. Sie wußte nicht einmal, wie und wo sich das Nötigste schaffen, was für dies arme Erdendasein erforderlich ist. Als dann aber ihre große Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten, namentlich im Kunststicken, die sie bisher nur im Dienste ihrer Familie, zuletzt im eigenen, bei Anfertigung ihrer Aussteuer, erprobt hatte, das Mittel ward, ihren Unterhalt zu erwerben, als Gott ihr durch vieler Menschen Liebe und Freundlichkeit immer wieder bewies, daß Er an sie denke und sie segne, als sie es nach und nach zu einem eigenen Stübchen mit behaglicher, wenn auch einfacher Ausstattung brachte und der anfangs so dunkle Lebenspfad sich mehr und mehr lichtete im Sonnenschein der Gottesgnade — da hat Lina, wenn auch unter viel heißen Thränen, den zweiten Teil ihrer Lektion gelernt: „Was Ich thue.“ Als sie das aber inne hatte, da ist ihre Seele stille geworden zu dem Gott, der ihr so weit geholfen hat, und ihr Herz dankbar und fröhlich. Nun harrt sie nur noch dessen, daß sie auch das letzte lernen möge, das allerherrlichste: Das Hernacherfahren — droben im Licht. — — —

Gegen Abend hat der Sturm nachgelassen. Lina Hilmers

hat eben den letzten Stich an ihrer Arbeit gethan und läßt noch einmal prüfend das Auge über die kunstvoll verschlungenen, aber auch künstlerisch vollendeten großen Buchstaben gleiten. Ein heiteres Lächeln spielt dabei um die Lippen der fleißigen Stickerin: sie weiß, daß ihr ein ausnahmsweise reichlicher Lohn für ihre Mühe zu teil werden wird. Eiligst holt sie Hut und Mantel, um die Arbeit noch vor der ihr gegebenen Frist abzuliefern. Vor dem Geschäftshause, dem sie zueilt, hemmt ein lärmender Menschenhaufe ihre Schritte. Lina will sich vorbei drängen, da fällt ihr Blick auf einen Mann, der mit Handschellen versehen, von zwei Polizisten geleitet, inmitten der gaffenden Menge gesenkten Blickes dahinschreitet. Einen Augenblick stockt ihr der Herzschlag, die Füße drohen, ihr den Dienst zu versagen; sie muß sich an die Mauer lehnen, um nicht umzusinken. Sie hat den Gefangenen, den man dort ins Gefängnis abführt, erkannt; es ist — ihr einstiger Verlobter, der unvergessene Geliebte ihres einsamen Herzens.

„Sie sind doch nicht krank, Fräulein Hilmers? Sie sehen ja so bleich aus! Bitte, kommen sie einen Augenblick ins Zimmer; meine Frau hat schon nach Ihnen gefragt.“ So redete freundlich teilnehmend der Prinzipal des großen Weißwarengeschäftes, Herr Steiner, auf die noch immer zitternde Lina ein. Drinnen im behaglich warmen Wohnzimmer erfährt sie dann die ganze traurige Lebensgeschichte des Mannes, den sie einst „ihren Adolf“ genannt hat. „Geliebt hat er seine Frau wohl nie,“ meint Frau Steiner; „das Geld — das hat ihm die Sinne verblendet. Und was hat er nun davon gehabt? — verspielt, vertrunken, vergeudet ist alles. Seit etwa einem Vierteljahr wohnen die Leute hier; schon damals munkelte man, daß er allerlei unsaubere Geschichten in Hamburg gehabt habe. Jetzt ist er als ein Dieb und Meineidiger entlarvt worden und geht seiner verdienten Strafe entgegen. Die unglückliche Frau! Die armen Kinder!“ —

Lina Hilmers sitzt wieder in ihrem einsamen Stübchen; sie hat ihre Bibel geholt und das dreizehnte Kapitel des Johannes mit dem ihr so vertrauten siebenten Verse aufgeschlagen; Thräne auf Thräne rollt ihr über die blassen Wangen, Thränen bitteren Schmerzes, aber auch Thränen heißen Dankes. Sie hat jetzt den letzten Teil ihrer Aufgabe gelernt, eher, als sie gedacht; anders, als sie gedacht. Aber sie faltet darüber die Hände und spricht aus tiefstem Herzen: „HErr, Du hast alles mit mir wohl gemacht.“

7.

Eine von vielen.

Das ist sie, wie sie leibt und lebt, die Martha H. von A., gesund und unverdorben, wie die Luft ihrer Heimat. Etwas fremdartig ist wohl inmitten der Großstadt die Erscheinung des Inselkindes in der eigenartigen Tracht ihres Volkes, die sie noch vorläufig beibehalten hat. Aber wer nur ein Auge dafür hat, der findet an einem schlichten Feldblumenstrauß vielleicht mehr Reize als an den besten Erzeugnissen des Treibhauses.

Martha H. war noch nicht lange in Hamburg. Die Eltern hatten sie durchaus nicht dahin lassen wollen; ihnen bangte vor den Versuchungen und Gefahren, denen ihr Kind dort ausgesetzt sein würde. Aber Martha verzehrte sich schier in Sehnsucht nach der großen, schönen, unbekannten Welt da draußen, seitdem Onkel Robert sie besucht und ihr so viel Herrliches davon erzählt hatte. Er verschaffte ihr denn auch diesen Dienst, und so hatten die alten Eltern ihr Kind dann schließlich ziehen lassen mit manch gutem Mahnwort und vielen Segenswünschen.

Freilich, Martha mußte sehr bald erfahren, daß ihr von der geträumten Herrlichkeit nicht viel mehr blieb als den

Kindern von ihren zerplatzten bunten Seifenblasen; aber den Eltern gegenüber ließ sie das nicht merken, und wenn sie Bertha, einer schnell gewonnenen Freundin, die schon jahrelang in Hamburg diente, all ihre Enttäuschung und Leiden klagte, dann wußte diese sie gar bald zu trösten.

„Nächsten Sonntag hole ich dich ab, da gehen wir ins Konzert oder, wenn du lieber willst, ins Theater," sagte Bertha. Sie kam auch wirklich, fand Martha aber in Thränen. „Ich darf nicht mit," schluchzte sie, „und ich hatte mich doch so gefreut."

„Na, heul' nur nicht so," lachte Bertha, „ist's heut nicht, so ist's ein andermal; das Theater läuft dir nicht davon." Eigentlich war's ihr ganz recht so; das schmucke, jugendfrische Gesichtchen neben ihrer eigenen, etwas verblühten Schönheit — das war gar nicht so angenehm. Als Martha aber noch immer weinte, fühlte sie doch ein menschliches Rühren. „Ich hol' dir ein Buch, ein riesig interessantes!" rief sie und kam nach einer Weile mit einem ziemlich unsauber aussehenden Bande zurück. „Sieh, damit kannst du dich unterhalten, Kleine! Sollst nur sehen, die Stunden vergehen dir dabei wie Minuten. Wenn du's aus hast, kannst ein anderes bekommen; hab' noch mehr davon. Sind riesig billig; jede Woche kommt ein Heft, dafür gebe ich nur zwanzig Pfennig. Wenn ich das letzte habe, nähe ich sie zusammen, einen steifen Umschlag darum und — fertig ist das Buch. — Aber nun muß ich wirklich fort. Lebewohl, Kleine!"

Martha griff begierig nach dem Buch. Lesen hatte sie von Kind an so gern mögen. Sie hatte auch ihre ganze Bibliothek mitgenommen: Bibel, Gesangbuch und zwei Geschichtenbücher; diese hatte sie aber schon so oft durchgelesen, daß sie sie vom ersten bis zum letzten Buchstaben hätte auswendig hersagen können, und Bibel und Gesangbuch? — Ja, die Mutter hatte freilich vorn in die Bibel hineingeschrieben:

Bei deiner Bibel sitze gern,
Sie ist der Weisheit Stern und Kern.
Die schlage auf, die schlage du
Erst mit des Sarges Deckel zu.

Und Martha hatte auch bisher treulich gethan, wie sie's von daheim gewohnt war: jeden Morgen und jeden Abend ein Kapitel darin gelesen und am Sonntag auch noch einen Gesang dazu. Nun aber war's Sonntagnachmittag; da durfte sie auch gewiß noch eine schöne Geschichte lesen. Gleich der Titel klang so verlockend: „Liebe ist stark wie der Tod." Stand das Wort nicht gar in der Bibel? — Ja, es war gewiß ein gutes Buch.

Stunde auf Stunde waren im Fluge vergangen; Bertha hatte Recht gehabt: sie waren der eifrig Lesenden zu Minuten geworden. Fast hätte sie darüber ihre notwendigsten Pflichten vergessen. So eilig wie möglich wurde das Abendbrot bereitet; als dann die Herrschaft endlich zum Abdecken klingelte, — sie hatte heute ganz unvernünftig lange gespeist — da überhastete Martha sich dermaßen beim Tassenspülen, daß sie den schönen Rahmtopf fallen ließ. Das waren die ersten Scherben, die sie machte. —

Endlich stand Martha wieder in ihrer Kammer; aber nun war's zu dunkel zum Lesen, und Licht durfte sie an diesen langen Juniabenden nicht anzünden. Was thun? — gar zu gern hätte sie in dem prächtigen Buch noch weiter gelesen. Sie war gerade an eine so spannende Stelle gelangt; der reiche Graf, der so gut gegen die arme Magdalene war, sie so herrlich beschenkte, obgleich sie nur ein Dienstmädchen war, wie Martha selbst, hatte eine böse, böse Frau. Tag und Nacht quälte sie den braven Mann, der doch immer so geduldig und freundlich war. Nun sann Magdalena unablässig darüber, wie sie aus lauter Dankbarkeit ihren Herrn von seiner

Peinigerin befreien könne; freilich, sie kam dabei auf allerlei schreckliche Gedanken; aber der Graf nannte sie doch sein edles, treues Mädchen. Nun war sie gerade so weit gekommen, wie Magdalena mit ihrem Herrn in einsam nächtlicher Stunde in der abgelegenen Kammer des Mädchens, wo allein sie ungestört sein können, einen Plan berät. Der Graf hat Magdalena ein kleines Fläschchen gegeben mit einer klaren Flüssigkeit; davon soll sie ihrer Herrin jeden Tag einen Tropfen in den Morgenkaffee thun, das wird helfen. — Magdalena hat „ja" gesagt; da hat der Herr sie in seiner Dankbarkeit in die Arme geschlossen und geküßt — das ist ganz natürlich, meint Martha — und dann — soweit war sie gerade gekommen vor dem Abendbrot. Nun muß sie doch notwendig wissen, was weiter wird. Ratlos sieht sie sich in der dämmerigen Kammer um. Da leuchtet plötzlich ein Licht auf, nicht in ihrem unwissenden Köpfchen, sondern draußen vor ihrem Kammerfenster: die Straßenlaterne ist angezündet worden. Mit einem Freudenruf springt sie mit ihrem Buch ans Fenster und reißt es weit auf. Nun kann sie wieder lesen! — Ach, wie es wohl noch endigen wird? — Ja, arme, kleine Martha, wie wohl? — — —

In der Zelle Nr. 18 des Zuchthauses zu R. sitzt ein alter Prediger einer jugendlichen Gefangenen gegenüber. Er hat sie getauft und eingesegnet; er hat vor einigen Jahren ihren Vater zur letzten Ruhe gebettet und ist in diesen Wochen ihrer alten Mutter, der das Herzeleid, das die Tochter ihr bereitet, aufs Krankenbett geworfen hat, Stütze und Trost gewesen. Auf deren Bitte, wie auch aus eigenem Antrieb ist er nun hier, und er hat, wie er's gehofft, soeben ein offenes Geständnis ihrer großen Schuld von Martha H., denn sie ist es, die da ganz gebrochen und heftig schluchzend vor ihm sitzt, erhalten. Der alte Seelsorger ist tief betrübt. Wie hat doch

dies Kind, das von frommen Eltern erzogen, selbst schon auf dem schmalen Wege zu wandeln schien, so tief sinken können? Sobald Martha etwas ruhiger geworden ist, gibt er diesen Gedanken Ausdruck. Eine Weile noch schweigt sie, dann erhebt sie die verweinten Augen zu ihrem Seelsorger und spricht: „Zuerst waren es die Bücher, Herr Pastor, die meine — Freundin Bertha mir brachte, die mich schlecht gemacht haben. Ich konnte nicht genug vom Lesen bekommen, obgleich ich vieles anfangs gar nicht verstand. Ich dachte an die Geschichten, wo ich ging und stand und grübelte über die ganz neuen Gedanken, die sie in mir erweckten; ja selbst des Nachts kamen mir die Personen im Traume vor. Darüber verlor ich immer mehr die Lust, in der Bibel zu lesen. Was darin stand, kam mir so langweilig vor; auch stimmte es garnicht mit dem Inhalt meiner Bücher; ich wußte zuletzt kaum mehr, was gut und schlecht war. Dann kamen wohl wieder Zeiten, da machte ich mir Vorwürfe; ich wollte dann die Bücher nicht mehr lesen; ich holte wieder die Bibel, versuchte auch Gott um Vergebung zu bitten; aber ich konnte meine Gedanken nicht dabei festhalten und ruhig wurde ich auch nicht. O Herr Pastor, ich war sehr unglücklich! Wie oft habe ich mich in Schlaf geweint und gewünscht, daß ich noch wäre wie früher, daheim bei den Eltern! — Wenn Bertha mir dann aber wieder ein neues Buch brachte, dann fiel ich mit neuem Eifer darüber her; zuletzt kaufte ich mir selbst die Hefte, aber heimlich; meine Herrschaft durfte es nicht wissen. Sie ahnte auch nicht, daß ich damals schon manche Nacht nicht daheim war. — Als dann mein Vater starb und ich meine Mutter in Not wußte, und — als er dann kam — o, ersparen sie mir, das alles zu erzählen! — Aber glauben sie mir, ich meinte, es wäre sehr edel — ich thäte ja nur, was so viele in den Büchern thaten, ich könnte dann ja meine Mutter unterstützen — und

— und — sie wissen ja, was dann geschah!" — Wieder brach Martha in Schluchzen aus. Der Pastor ließ sie ruhig sich ausweinen. Dann legte er ihr die Hand aufs Haupt und sprach: „So wir unsre Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend! Jesus nimmt die Sünder an. Daran halte dich, mein Kind. Nun aber muß ich gehen, die Besuchsstunde ist zu Ende. Ich danke Gott, daß ich deiner armen Mutter wenigstens den Trost bringen kann, daß ich dich habe trösten dürfen." — — —

Schweren Herzens fuhr der alte Prediger seiner Heimat zu. „Wieviel Tausende", mußte er immer wieder denken, „könnten dieselbe Geschichte erzählen wie dies Mädchen; wieviel Tausenden haben jene Schundschriften schon Leib und Seele verdorben. O, daß der HErr doch unserm lieben deutschen Volke die Augen aufthun wollte, daß es diese Schlange erkenne, die es an seinem Busen nährt, und zu dem fliehe, der allein auch ihr den Kopf zertreten kann."

8.

Mutter Lises Glück.

Das ganze Dorf war heute in Aufregung, und Grund genug war dazu auch vorhanden. Die Witwe des vor kurzem gestorbenen Gemeindeschmieds, Frau Thiele, oder wie sie am liebsten sich nennen hörte: Mutter Lise, wollte morgen auf Reisen gehen. War dies an und für sich schon etwas ganz Unerhörtes, da die gute Alte in ihrem langen Leben noch nie einen Fuß in die Eisenbahn gesetzt hatte, so war doch Ziel und Zweck der Reise noch viel unglaublicher. Mutter Lise beabsichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als — bei der Kaiserin in Berlin eine Audienz zu erbitten. Und

das alles für ihren Sohn, den Zuchthäusler, der, nach dem einstimmigen Urteil sämtlicher Dorfbewohner, noch viel zu gelinde für seine Schandthaten gestraft worden war, der jedenfalls alles eher verdiente, als ein solches Liebesopfer. Aber was fragt ein Mutterherz nach den Meinungen der Menschen! Es liebt, weil es lieben muß; es kann brechen, aber es kann nicht aufhören zu lieben.

Ganz in der Frühe — es dämmerte nur eben erst leise im Osten — kletterte Mutter Lise auf den ihr zur Beförderung angebotenen Müllerwagen und machte sich's auf einem Mehlsack bequem. Die Luft war tauig und mild, ein stiller Friede lag über der noch schlummernden Natur: der ganze wehmütige und doch so ergreifende Zauber des Herbstes. Auch das laut und bang klopfende Herz der alten Frau empfand ihn und ward stille darunter. Gott der HErr redet ja verständlich genug auch durch die Stimmen der Natur zu uns Menschen; es kommt nur darauf an, daß uns das Ohr durch Sein „Hephata!“ aufgethan ist, dann verstehen wir die Sprache des Vaters zu Seinen Kindern.

Die Dorfbewohner waren nicht wenig enttäuscht, als sie beim Erwachen Mutter Lise schon ausgeflogen fanden. Gar zu gern hätten sie ihr doch das Geleit gegeben bis zur Station; nicht der Alten zu Rat und Hilfe, sondern um einmal zu sehen, welch ein Gesicht wohl jemand mache, der — nach Berlin zur Kaiserin reise. Nun blieb ihnen nichts übrig, als geduldig oder richtiger recht ungeduldig zu warten, bis die berühmte Reisende wieder angelangt wäre. Aber schon nach zwei Tagen durchlief plötzlich die Kunde das Dorf: „Fritz Hagen hat Mutter Lise auf der Landstraße gesehen!“ Sofort rannte alles, was gesunde Beine hatte, der Heimkehrenden entgegen. Die arme Alte, die keine Ahnung davon hatte, daß ihr dieser Empfang gelten solle, fragte den ersten besten Schnellläufer ganz

erschrocken, was denn los sei? ob ihr Haus brenne? Aber statt aller Antwort brach ein Sturm von Fragen los: „Bist Du schon wieder da, Mutter Lise?“ „Du bist wohl garnicht hin gewesen!“ „Hast du sie gesehen?“ „Was hat sie gesagt?“

Da leuchtete es auf in dem alten Angesicht, und in den Augen, die soviel bittere Thränen geweint hatten, schimmerten helle Freudenthränen. „Ja, Kinners, ja! — ick hew min' Kaiserin sehn!“ — weiter konnte sie nichts hervorbringen.

„Was hat sie denn gesagt?“ „Kommt dein Sohn frei?“ fragte es nun wieder von allen Seiten. Da schien es einen Augenblick, als wollten Wolkenschatten den Sonnenglanz auf Mutter Lises Antlitz verdecken; aber im nächsten brach doch wieder die Freude aus den alten Augen und der Jubel aus dem übervollen Herzen: „Dat weet ik noch nich; aber — ik hew doch min' Kaiserin sehn.“

* * *

Auch in die stille Studierstube des jungen Pastor Walter war die Kunde von Mutter Lises Heimkehr gedrungen. Er saß gerade sinnend und betend über seiner Predigt, die er am folgenden Tage über den Text Matth. 7, 7 und 8: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan“, halten wollte, erhob sich nun aber sofort. Er mußte doch aus dem eigenen Mund der lieben Alten hören, was sie erlebt hatte. Wer weiß, vielleicht durfte er auch heute, wie schon so oft, einen Segen von dem Besuche bei ihr mit heimbringen. Mutter Lise bewohnte nur ein Hinterstübchen ihres eigenen Hauses; die übrigen Räume hatte sie vermietet. Als Pastor Walter auf wiederholtes Klopfen

keine Antwort erhielt, öffnete er leise die Thüre und lugte durch die Spalte; aber mit einem Schreckensruf sprang er ins Zimmer. In ihrem Lehnstuhl saß bleich und starr die Greisin; ein Herzschlag hatte vor wenig Augenblicken ihrem Leben ein Ende gemacht. Vor ihr auf dem Tisch lag ein angefangener Brief; die Feder war der Hand entfallen, die eben noch Worte der treuen Mutterliebe an das verlorene Kind im Zuchthause geschrieben hatte. Sie hatte ihm ihre Reise nach Berlin mitgeteilt, von der Güte und Freundlichkeit der Kaiserin geschrieben, und dann folgten die Worte: „Sie hat nicht gesagt, daß du frei kommst, mein Adolf, aber ich weiß doch, daß sie es thun wird. Und nun verstehe ich auch, was es heißt: „Wer da bittet, der empfängt!“ O, wie bin ich glücklich!“ Das war das letzte Wort; — der Wiederschein des Glücks, den die fromme Seele in der Gewißheit, daß Gott auch Gebete erhört, wenn Er scheinbar sie nicht erhört, gefunden hatte, lag noch auf dem erblaßten Angesicht.

Pastor Walter that, was in diesem Falle nötig war; dann eilte er heim, seine Predigt zu vollenden. Ja, er hatte einen Segen empfangen, und er wollte seiner Gemeinde reichlich davon mitteilen. Er redete ihr von dem Bitten, das da empfängt, — nämlich die Glaubensgewißheit der Erhörung; von dem Suchen, das da findet, — nämlich das freundliche Vaterangesicht Gottes; von dem Klopfen, dem Einlaß gewährt wird, — nämlich in den offenen Himmel, da der Glaube Gott schaut und in solchem Schauen selig ist.

Den unvollendeten Brief der Heimgegangenen sandte Pastor Walter an den Zuchthausprediger zu N. mit erklärenden Worten. Nach reichlich sechs Wochen erhielt er folgende Antwort:

N. d. 6. 10. 18 . .

Lieber Amtsbruder und Freund!

Soeben habe ich dem Sträfling Adolf Thiele die Augen zugedrückt und eile nun, Ihnen die längst schuldige Mitteilung über die Wirkung Ihres Berichtes und den Brief seiner Mutter zu machen. Ich kann es mit wenig Worten thun. Was all unserm Bemühen nicht gelingen wollte, das hat durch Gottes Gnade die Mutterliebe vermocht: Thiele, der hartnäckig leugnete, der für keinen Zuspruch aus Gottes Wort zugänglich war, ward durch die rührende Liebe seiner Mutter und durch ihre letzten Worte vollständig gebrochen. Ich will Ihnen das Nähere einmal mündlich sagen; hier nur soviel, daß er seinen Richtern und mir ein vollständiges Bekenntnis aller seiner Missethaten abgelegt und in tiefer Reue die Gnade seines Heilandes gesucht und, wie ich zuversichtlich hoffe, auch gefunden hat. Bald nach diesen Tagen voll heftiger Gemütsbewegung erkrankte er schwer, und eben ist er in Frieden entschlafen. Sein letztes Wort war: „Meine liebe Mutter!"

Pastor Walter vermochte nicht weiter zu lesen; ihm war's, als sähe er Mutter Lises bleiches Antlitz mit dem verklärten Freudenschimmer vor sich, wie er es zuletzt gesehen. O, liebe, alte Mutter, wie wirst du nun erst glücklich sein!

9.

Gottes Stimmen in der Natur und im Menschenleben.

Wenn wir wieder und wieder uns versenken in die Worte und Reden unsres Heilandes, die die ersten Bücher des Neuen Testaments uns aufbehalten haben, so überkommt es uns oft

wie anbetendes Staunen bei dem Gedanken, wie der Sohn Gottes, dem als Welterlöser eine so gewaltige Lebensaufgabe und Lebensarbeit zu teil geworden war wie keinem Menschen sonst, es dennoch fertig brachte und es nicht unter Seiner Würde hielt, den kleinen und kleinsten Dingen um Ihn her in der Schöpfung wie im Menschenleben liebevolle Beachtung zu schenken. Wo der HErr immer weilen mochte, auf den Bergen oder auf dem Meere, im Gewoge der Ihn umdrängenden Menschen oder einsam bei den Tieren der Wüste, stets hält Er Auge und Ohr, Herz und Sinn offen für das, was um Ihn her vorgeht. Hier sind es die farbenprächtigen Lilien des Feldes, dort die fruchtschweren Halme des Ackers; hier der Weinstock mit seinen Reben, dort der Feigenbaum, auf dem Sein Auge ruht. Bald fesseln Ihn die Vögel unter dem Himmel oder die Tiere des Waldes, bald die Henne mit ihren Küchlein, bald die Herden auf der Weide. Hier belauscht Er den Landmann oder den Fischer bei seiner Hantierung, dort den Herrn und seine Knechte, den Vater und die Kinder; ja selbst dem Weibe, wie es das Brot bereitet, oder der Magd an der Handmühle schenkt Er Seine Aufmerksamkeit. Und was ist es, was den Menschensohn so anzieht und fesselt in all diesen kleinen Erdendingen? Ein Wort aus Seinem eigenen Munde möge uns Antwort geben auf diese Frage. Er spricht Joh. 5, 20: „Der Vater hat den Sohn lieb und zeiget ihm alles, was Er thut." — Das ist es! Jesus sieht in den Schöpfungswerken und im Treiben der Menschen um Ihn her lauter Bilder und Gleichnisse von dem, was Sein Vater thut, und zwar thut, um aus der verlorenen Menschheit sich Kinder zu ziehen und zu retten für Sein Himmelreich; Er sieht darin gleichsam verkörpert die großen Gottesgedanken zur Erlösung. Darum hebt Er so oft an: „Das Himmelreich ist gleich" und unterweist dann Seine Zuhörer in heiligem Anschauungsunterricht

in den Grundwahrheiten und Grundgesetzen dieses Reiches. — Aber wie der HErr über all Sein Lehren und Leben das Gebot geschrieben hat: „Lernet von mir“, so insonderheit auch über dies Thun. Und wer im Gehorsam Ihm folgt, der weiß bald aus seliger Erfahrung, daß Sein Befehlen im letzten Grunde nur ein Erlauben, daß Seine Gebote lauter Verheißungen sind. Zum Trachten nach eigenem Erleben solcher Freuden möchten die nachfolgenden kleinen Beobachtungen anregen.

I.

An einem Oktobertage war's, als ich früh, „da es noch finster war“, eine lange, beschwerliche Wanderschaft nach einem vier bis fünf Stunden entfernten Dorfe antrat. Graue, schwere Wolkenmassen hingen tief vom Himmel herab und lagen im Kampf mit dem Sturme, der mit ihnen um die Herrschaft rang. Langsam nur kam ich auf dem bergansteigenden Pfade vorwärts; aber nicht was um mich, sondern was in mir tobte, machte meine Schritte so schwer. Hinter mir lag die teure Heimat mit allen, an denen mein Herz in Liebe und Treue hing. Vor mir lag eine fremde Welt, eine dunkle Zukunft, von welcher ich nur eins gewiß wußte, daß sie mir viel Leid und Trübsal bringen würde. Wieder und wieder blieb ich stehen und schaute zurück. Die Sonne mußte schon ziemlich hoch am Himmel stehen, dennoch wollte es nicht ordentlich hell werden, und über meinem trauten Heimatdorfe lagen dunkle Schatten. Endlich hatte ich einen Hügel erreicht, von dem ich zum letztenmal einen Blick auf die Stätte meines Jugendglückes werfen konnte. Ich warf mich im Schutze eines dichten Gebüsches auf den Boden nieder und barg heftig schluchzend mein Gesicht in beide Hände. Wie lange ich so dagelegen, weiß ich nicht. Es war endlich stiller in mir geworden; ich

konnte wieder beten. Einen flehenden Blick sandte ich gen Himmel: ach nur einen Sonnenblick! Aber nein; nur noch dichter und drohender hatten sich die Wolken über mir zusammengeballt. Seufzend erhob ich mich und wandte mich um, um den letzten Scheidegruß nach Haus zu senden. Da — ein Freudenruf entfuhr meinen Lippen — da erblickte ich mein geliebtes Dorf mit seinen Bäumen und seinem ragenden Kirchturm hell und klar im schönsten Sonnenglanz im Thale zu meinen Füßen liegen. Lange stand ich und konnte mich nicht satt sehen an dem köstlichen Bilde. Endlich riß ich mich los; aber das Herz war stille und dankbar fröhlich, mein Fuß leicht geworden. Der HErr hatte zu mir geredet, und ich hatte Sein Wort verstanden; Er hatte mir in einem lebenden Bilde ein Bild meines Lebens gezeigt. Soll ich's euch deuten? — Ja, wohl würden Wolken und Dunkel sich lagern über meinen Lebenspfad; aber wenn ich ihn dann erst erklommen, den letzten Hügel, dann würde ich von ihm zurück, vielleicht noch hienieden, vielleicht erst von den Bergen der Ewigkeit, meine Blicke schweifen lassen dürfen über mein Leben, das wie eine Landschaft voll Sonnenschein und Himmelsglanz hinter mir lag. Dann würden alle Schatten geschwunden sein, und ich im Lichte erkennen, was einst so dunkel war: die Führungen Gottes im Lichte Seiner Gnadensonne, die wohl eine Weile hinter finstern Trübsalswolken sich verbirgt, aber die dennoch da ist und dennoch bleibet und nimmer von uns weichet (Jes. 54, 10). Soll da nicht das Herz stille und fröhlich werden und solche Gnade dankbar preisen durch Geduld im Leid und durch Hoffen der einstigen Herrlichkeit?

II.

Gegenüber dem Hause, in dem ich eine Reihe von Jahren wohnte, lag ein kleines, einstöckiges Gebäude. Ein altes Ehe-

paar hatte lange darin gehaust, bis man eines Tages die beiden Alten, die wenige Stunden nach einander gestorben waren, gemeinsam hinaustrug, um sie zur letzten Ruhe zu betten.

Nach einigen Monaten zog dann junges, frisches Leben in die verödeten Räume ein: es war ein Zollbeamter mit seiner Gattin. Als ich diese, ein feines, zierliches Figürchen mit langen, blonden Zöpfen, zum erstenmale sah, hielt ich sie für ein dreizehn- bis vierzehnjähriges Schulmädchen; eine so jugendliche Ehefrau war mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Aber ich sollte noch öfter Gelegenheit haben, mich zu verwundern. Der Mann war fast den ganzen Tag durch seinen Beruf außerhalb des Hauses beschäftigt. Wie mochte das arme, kleine Frauchen, das doch gewiß nicht an solche Einsamkeit gewöhnt war, sich wohl langweilen! Gern hätte ich mich ihrer ein wenig mütterlich angenommen, aber der erwartete Antritts- und Nachbarbesuch wurde nicht gemacht. Da beschloß mein mitleidiges Herz kurz und gut, dem „Kinde" diesen gesellschaftlichen Verstoß großmütig zu vergeben und es zuerst mit meinem Besuch zu beehren. Eines Nachmittags führte ich also diesen edlen Vorsatz aus, fand jedoch die Hausthür verschlossen. Sie wird Besorgungen machen, dachte ich; morgen gehst du wieder hin. Am folgenden Tage beobachtete ich scharf die Hausthür meines Gegenüber; meine junge Freundin erschien aber nicht darin, folglich mußte sie zu Hause und für mich erreichbar sein. Als ich aber bei ihr Einlaß begehrte, war die Thür ebenso hartnäckig verschlossen, wie gestern. Was sollte das heißen? Hatte das „Kind" eine Ahnung von meinen menschenfreundlichen Absichten, und erlaubte sie sich, diese zu vereiteln? — Ich beschloß, noch einen dritten Versuch zu wagen; da erzählte mir unsere gemeinschaftliche Milchfrau, der Herr Kontrolleur schlösse seine Frau immer ein, wenn er fortginge, und zwar nicht aus Tyrannei oder gar Eifersucht, sondern einzig und

allein deshalb, weil die kleine Dorfschöne sich in der Großstadt so entsetzlich fürchte vor Räubern und Mördern. Die arme Kleine! Mein Herz strömte förmlich über von mütterlichen Gefühlen, und ich sann und sann, wie ich ihr eine Kunde davon zukommen lassen könne. Doch — das Beste kommt noch! Ungefähr vier Wochen mochte die neue Nachbarschaft mich nun schon beschäftigen; ich bekam die Leute kaum anders zu sehen, als wenn sie jeden Abend oder Sonntags miteinander spazieren oder zur Kirche gingen. Da erblickte ich eines Morgens die junge Frau am Fenster mit — einem kleinen Kind auf dem Arm. Ganz entsetzt starrte ich hinüber, freilich nur das leere Fenster an; denn wie eine Vision war das Gesehene wieder verschwunden. Aber nichtsdestoweniger hatte ich's wirklich gesehen: ein winziges Köpfchen mit einem Häubchen, ein langes, weißes Kleid und — was das unfehlbarste Zeichen: das zärtlich über die Kleine geneigte Angesicht der jungen — ja was denn? — Mutter? — Nein, das war einfach und absolut unmöglich. Aber was denn? Würde dies „Kind" sich mit einem fremden, anscheinend kaum einige Wochen alten Kind abplagen? — ganz undenkbar! — Die Sache regte mich ordentlich auf; ich unterließ einen beabsichtigten Besuch bei einer Bekannten, nur um weitere Beobachtungen anstellen zu können. Leider wurde meine Wißbegierde auf eine harte Probe gestellt. Erst nach drei langen Tagen wurde mir wieder der ersehnte Anblick; wieder dasselbe behaubte Köpfchen, dasselbe lange, diesmal blaue Kleidchen und dasselbe Kosen und Hätscheln mit dem Geschöpfchen. Da hielt ich's aber nicht länger aus. Hastig, damit es nicht abermals zu spät würde, riß ich mein schon zurechtgelegtes Opernglas aus dem Futteral, setzte, um unbedingt sicher zu gehen, auch noch die Brille auf und äugte nun scharf hinüber. Kaum aber war das Bild in mein Gesichtsfeld ge-

treten, als ich vor Entsetzen mein Glas beinahe zu Boden geworfen hätte. Was ich auf dem Arm der jungen Frau erblickte, was sie mit den zärtlichsten Mienen ans Herz drückte, war — eine große — Puppe!

Fast zwei Jahre lang hatte ich Zeit, mich in die ungeheuerliche, wohl noch nicht dagewesene Thatsache zu finden, daß eine junge Ehefrau mit einer Puppe, und zwar fast täglich spiele. Dann machte ich eine längere Reise, und als ich wieder heimkehrte und meiner jungen Nachbarin einen freundschaftlichen Blick hinübersandte, erblickte ich auf ihrem Arm ein wirkliches, lebendiges Kindchen, das die junge, glückliche Mutter ab und zu mit stürmischen Küssen bedeckte. Seitdem hat selbst mein Opernglas die Puppe niemals mehr entdecken können.

* * *

Zehn Jahre später war ich einmal in einer kleinen Geburtstagsgesellschaft. Die jungen Mädchen hatten sich wie gewöhnlich um mich geschart, weil sie wußten, daß ich gar gern mit ihnen plauderte und spielte. Im Laufe des Gesprächs warf eines die schon so oft gethane Frage auf: „Ist es eigentlich Sünde, zu tanzen?“ „Ich antwortete mit der Gegenfrage: „Ist es Sünde, mit Puppen zu spielen?“ „Nein, nein, gewiß nicht!“ riefen alle durcheinander. „Nun, warum spielt ihr denn nicht mit Puppen?“ fragte ich weiter. Alle sahen mich verdutzt an, nicht wissend, ob ich im Ernst oder im Scherz spräche. „Ja, ja, es ist mein voller Ernst, liebe Kinder, und ich erwarte Antwort von euch,“ rief ich aus.

„Aber Fräulein P.! welch eine Frage! Wir erwachsenen Mädchen sollten noch mit Puppen spielen?“ klang es da fast entrüstet von mehreren Seiten.

„Und warum solltet ihr's nicht? es wäre doch keine Sünde!“

Die jungen Mädchen wußten offenbar nicht, was sie heute von mir denken sollten. Ihre verlegenen Mienen bekundeten das nur zu deutlich. „Ich sehe, ihr versteht mich nicht," sagte ich lächelnd; „da will ich euch ein kleines Erlebnis erzählen, vielleicht seht ihr mich dann nicht mehr so verblüfft an." Ich berichtete nun ganz kurz von der jungen Ehefrau, die so lange mit ihrer Puppe spielte, bis sie eine lebendige hatte, und dann nie mehr. Alle waren sehr belustigt von der Geschichte und machten ihre Glossen dazu. Das war aber nicht, was ich bezweckte. In all das Lachen und Scherzen hinein fragte ich darum ganz ernst: „Könnt ihr mir nun die schuldig gebliebene Antwort geben? — Noch nicht?! — Weshalb spielte Frau L. denn nicht mehr mit ihrer Puppe, als sie ein Töchterchen hatte?"

„Natürlich nicht, weil sie da Besseres zu thun hatte, als solch kindisches Spiel zu treiben!"

„Ganz recht," nickte ich. „Nun werdet ihr mir aber auch vielleicht sagen können, warum ich euch dieses Geschichtchen, als Antwort auf eure Frage, ob Tanzen Sünde sei, erzählte."

Eine Weile schwiegen alle; dann fragte Agnes Z., ein liebes, sinniges Mädchen: „Sie meinen, wer bessere Freuden kennt, der wird gar nicht mehr Geschmack am Tanzen finden?"

„Ja, liebes Kind, das meine ich, und das gerade stellte jenes Erlebnis mir mit greifbarer Deutlichkeit vor die Seele. Gott der HErr hat mir dadurch eine Predigt gehalten, die ich zeitlebens nicht vergessen werde, die ich aber auch gern weiter gebe, damit sie auch andern zum Segen werde. Dasselbe Bedürfnis, das Frau L. durch ihr Puppenspiel zu befriedigen suchte, schlummert in jeder Menschenbrust; es ist das Bedürfnis der Freude. Die allermeisten suchen dies Verlangen durch allerlei irdische Lust, Tanz, Theater, Konzerte und dergleichen zu stillen; aber sie alle müssen erfahren, was

der HErr zu der Samariterin sagte: ‚Wer dieses Wasser trinken wird, den wird wieder dürsten.‘ Die zu Gott geschaffene Seele kann nimmer in den Erdendingen Sättigung finden. Darum wohl dem, der zur rechten Quelle geht! Jesus spricht: ‚Wer das Wasser trinken wird, das Ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten. Ich bin gekommen, daß sie volle Genüge haben. Euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.‘ — Wer solche Freude selbst geschmeckt hat, der fragt nicht mehr, ob Tanzen Sünde ist, denn er begehrt so wenig nach diesem Vergnügen, wie ihr nach dem Puppenspiel eurer Kinderjahre! — Habt ihr mich nun verstanden?"

III.

Ein Sturm von ungewöhnlicher Heftigkeit und Dauer tobte im Februar 1894 über einen großen Teil Norddeutschlands. Tagelang sauste und brauste es schon in den Lüften, daß einem schier unheimlich darüber wurde. Hagelschauer und Regengüsse wechselten mit starken elektrischen Entladungen. Zahlreiche Blitzschläge richteten großen Schaden an, und noch immer hatte das Unwetter nicht ausgetobt. Da, am Mittage des 12. Februar, schien der Sturm seinen Höhepunkt zu erreichen. Die lieben Leser werden sich dessen nur zu wohl erinnern; waren doch die Zerstörungen, die der Orkan anrichtete, derart, daß man noch nach Jahren deren Spuren findet. Häuser wurden abgedeckt, Kirchtürme umgerissen, unzählige Fensterscheiben zertrümmert. Die ärgsten Zerstörungen wiesen aber die Nadelwälder auf. Hunderte, ja Tausende der herrlichen Fichten und Kiefern wurden entwurzelt. Weite Strecken der dichtesten Wälder glichen einem Kampfplatz, auf dem die Baumriesen in Reihen oder im wilden Durcheinander wie gefallene Helden niedergestreckt lagen. Manches Herz krampfte

sich im Schmerz zusammen, manches Auge wurde naß bei solchem Anblick. Vielen auch werden die Worte aus der Seele gesprochen sein, in denen ein Dichter seinen Gefühlen Luft machte:

> Gott ist im Zorne durch den Wald geschritten:
> Auf deine Kniee, Mensch, und bete an!

Ja, Gott der HErr hatte gewaltig geredet, und auch solche, die sonst recht schwerhörig gegen Seine Stimme waren, hatten sie vernommen und — verstanden.

Aber es geschieht wohl nicht selten, daß ein tüchtiger Redner, wenn er zu einer großen Versammlung spricht, nicht nur der Gesamtheit seiner Hörer seine Ideen und Ansichten klarlegt und sie davon überzeugt, sondern daß er auch diesem und jenem, je nach seiner besonderen Eigenart und Auffassung, gewissermaßen etwas „ins Ohr sagt", d. h. der Betreffende hört und nimmt sich für sich ganz allein etwas heraus, was den übrigen verborgen blieb. Ganz gewiß aber macht Gott der HErr es so mit Seinen Menschenkindern. Wir können z. B. ein Bibelwort zehnmal und öfter hören oder lesen, und es sagt uns nichts, als was auch andere heraushören. Plötzlich aber geht uns ein ganz neuer Sinn und ein ganz neues Verständnis dieses Wortes auf. Da merken wir's: Gott hat durch Seinen Geist ganz allein zu mir geredet. Nun aber sagt der Herr Jesus: „Was ihr höret in das Ohr, das prediget auf den Dächern." (Matth. 10, 27.) So sollen und dürfen wir weiter geben, was uns Gottes Stimme ins Herz spricht.

An dem genannten 12. Februar, gerade um die Zeit, als der Sturm am ärgsten raste, stand ich am Fenster und schaute hinaus. Die sonst so belebte Straße war fast menschenleer. Es war auch nicht geheuer da draußen. Bald klirrte hier eine zerbrochene Fensterscheibe, und die Scherben flogen umher wie Papierschnitzel; bald stürzten Dachziegel rasselnd hernieder. Endlich wurde doch ein Herr sichtbar, und gleich

darauf bog noch einer um die entgegengesetzte Straßenecke. Hei, welche Eile der hatte! Er schien kaum mit den Füßen den Boden zu berühren, so flog er dahin, während der erste nur mühsam Schritt um Schritt gegen den Sturm kämpfend vorwärts kam. Jetzt waren sie einander ganz nahe. Offenbar kannten sie sich, denn nach freundlicher Begrüßung schienen sie einige Worte austauschen zu wollen. Der gegen den Wind kreuzende Herr mochte wohl froh sein, einen Augenblick Luft schnappen zu können; aber, wie gern ihm sein Freund auch standhalten wollte, es war unmöglich. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb der Orkan ihn weiter. Mehr als einmal machten die Beine verzweifelte Anstrengung, ihren Standpunkt zu behaupten; dem unhöflichen Meister Blasius wurde sogar mit einem energischen Ruck das Achterdeck entzogen — alles umsonst. „Willst du nicht, so will ich aber!" heulte es ihm in die Ohren, und im nächsten Augenblick ging's wieder „mit Volldampf voraus".

Der andre Herr, der natürlich auch nicht hatte stille stehen können, — er wäre dann ja sofort zurückgetrieben worden — kämpfte sich weiter. Langsam aber sicher ging es vorwärts, zuweilen wurde er ein wenig zurückgetrieben, einmal stolperte er; aber mit frischem Mut kämpfte er weiter, und bald war er meinen Blicken ganz entschwunden.

Ich hatte belustigt diesem Begebnis zugesehen. Aber plötzlich wurden meine Gedanken sehr ernst. Der eben beobachtete Vorfall wurde mir zu einem Bild und Gleichnis des Menschenlebens. So werden wir von der Sünde dahingetrieben, scheinbar leicht, aber auch völlig unfähig, uns ihrer furchtbaren Macht zu entziehen. Mögen wir noch so verzweifelte Anstrengungen machen, mögen wir alle so hoch gepriesene Willenskraft daransetzen, es nützt nichts: wir müssen die Wege laufen, die die Sünde will; wir haben keinen eigenen Willen mehr, unsre eingebildete Freiheit ist die elendeste Sklaverei. „Wer Sünde thut, der

ist der Sünde Knecht.“ Erst wenn wir die gerade entgegengesetzte Richtung einschlagen, d. h. wenn wir uns von ganzem Herzen zu Gott bekehren, erst dann wird es anders. Dann treibt uns nicht mehr die Sünde, dann treibt uns der heilige Geist. Freilich, dann beginnt der Kampf erst recht, aber nun ist uns der Sieg gewiß. Der HErr streitet für uns, mit uns, in uns; und wie langsam es auch gehen mag, wie oft wir auch straucheln und fallen mögen: Schritt für Schritt geht es dennoch vorwärts, bis Gottes Gnade uns hindurchgerettet hat ans selige Ziel.

10.

Hat er nicht recht?

Dem alten Küster und weiland Schulmeister Hellborn war die Pfeife ausgegangen. Das war etwas so Ungewöhnliches, daß seine Frau, als sie ins Zimmer trat, ganz erschrocken ausrief: „Du hast doch keine schlechten Nachrichten von Georg erhalten, Vater?“ Sie hatte den Briefträger eben das Haus verlassen sehen, und ihr Mutterherz gedachte sogleich des fernen Sohnes. Aber ihr Mann schüttelte den Kopf. „Hedwig hat geschrieben,“ sagte er langsam.

„Nun endlich einmal! Aber was ist mit ihr? Du siehst ja ganz bekümmert aus.“

„Ja, Frau, das bin ich auch. — Muß doch einmal hinreisen nach F. So geht es nicht; nein, so geht's nicht.“

„Was geht nicht, Vater? Laß mich doch endlich hören, was los ist. — Aber, was sagst du? hinreisen willst du? Du! Und das in dieser sibirischen Kälte! Na, so lange ich noch Hände und Füße rühren kann, wird daraus nichts, das sage ich dir.“

Die gute Frau Hellborn hatte sich ordentlich in Eifer geredet. Sie war in ihrem langen Leben fast nie über die

Grenzen ihres weltfernen Dorfes hinausgekommen, und eine Fahrt auf der Eisenbahn erschien ihr so ziemlich gleichbedeutend mit einer Nordpolexpedition. Ihr Mann wußte das, und darum war ihm vorhin die Pfeife ausgegangen. Denn reisen mußte er, das stand fest.

Mutter Hellborn hatte inzwischen den verhängnisvollen Brief gelesen. „Nun, was sagst du dazu?" fragte ihr Mann. „Muß eine Konfirmandin so schreiben? Von Prüfungs- und Konfirmationskleidern, von gestickten Röcken und gar von gestickten Hemden, von Modezeitungen und Schneiderinnen vier lange Seiten voll, und von der einen großen Hauptsache nicht ein einziges Wörtlein. Soll ich da ruhig zusehen? Bin ich nicht Gott verantwortlich für mein Mündel und Patenkind?"

* * *

Endlich war Tauwetter eingetreten. Niemand freute sich wohl mehr darüber als Küster Hellborn. Hatte seine liebe Alte auch nicht vermocht, ihm die schrecklichen Reisepläne auszutreiben, eins hatte er ihr doch bewilligen müssen, nämlich nicht eher aufzubrechen, als bis das Thermometer über Null stände. Nun aber hielt ihn auch nichts mehr zurück.

In dem Hause, das der seit fünf Jahren verwaisten Hedwig Reinhold das Elternhaus ersetzen sollte, wußte man nichts von dem beabsichtigten Besuch ihres Vormunds. Dieser hatte absichtlich jede Meldung unterlassen. So war es denn weniger Freude als grenzenloses Erstaunen, das sein plötzliches Eintreten hervorrief. Die kleine Familie hatte eben den Nachmittagskaffee eingenommen. Die älteste Tochter war beschäftigt, die Tassen zu spülen, während die Frau des Hauses, die Witwe Harms, vor einem großen Haufen Kleiderproben saß, aus denen die Anzüge für Hedwig ausgesucht werden sollten.

Nachdem man sich von der ersten Überraschung erholt

hatte, begann die Hausfrau jedoch sich auf die Pflichten der Gastfreundschaft zu besinnen. Sie bemühte sich, es ihrem Gaste so behaglich wie möglich zu machen, so daß der anspruchslose alte Mann sich fast beschämt fühlte. Besonders Hedwigs sichtliche Freude über das Wiedersehen ihres sehr geliebten Onkels that ihm innig wohl. „Du siehst bleich aus, mein Kind," sagte er und streichelte liebevoll die schmalen Wangen; „fühlst du dich nicht wohl?"

„Das kommt von der vielen Anstrengung," meinte die Pflegemutter. „Der Pastor gibt den Kindern wirklich ganz unvernünftig viel auf. Die Aufsätze macht sie nicht einmal mit; daran wäre gar nicht zu denken." „Wieviel hast du heute wohl wieder zu lernen, Hedwig?"

„Acht Sprüche und vier Gesangverse, liebe Tante."

„Aber das scheint mir doch nicht besonders viel zu sein," meinte Hellborn. „Als ich zur Vorbereitung ging, mußten wir ganze Kapitel der Bibel auswendig lernen, z. B. die Psalmen von Anfang bis Ende. Unser alter Pastor pflegte zu sagen, wir ständen jetzt in den sieben reichen Jahren, da müßten wir, wie einst Joseph, Korn einsammeln, nämlich das Lebensbrot des Gotteswortes, und könnten gar nicht zuviel daran thun. Ich habe es unserm treuen Seelsorger zeitlebens gedankt, daß er keine Rücksicht auf unsere gewiß oft recht arge Faulheit nahm. Ein solcher Vorrat von gelernten Bibelsprüchen ist mehr wert als alle Weisheit und alle Schätze der ganzen Welt."

„Ja," meinte Frau Harms, „aber dann hatten sie doch gewiß sonst nicht so viel zu thun. Was für Schularbeiten hat Hedwig noch außerdem! Bis elf, ja bis zwölf Uhr sitzt sie zuweilen auf. Da sollen die roten Backen wohl verschwinden."

„Ließen die sich denn jetzt nicht etwas einschränken? Ich will gern einmal mit Hedwigs Lehrer sprechen. Kollegen pflegen sich ja leicht zu verständigen."

„Bewahre, Herr Hellborn, wo denken sie hin! Hedwig macht oft sogar noch mehr Arbeiten, als ihr aufgegeben sind. Sie will doch um jeden Preis als die Erste aus der Schule entlassen werden. Ihr Platz in der Kirche wird ja auch danach bestimmt. Damit sind sie doch gewiß einverstanden?"

„Nein, Frau Harms, damit bin ich durchaus nicht einverstanden. Wo Hedwig bei der Einsegnung im Gotteshause sitzt, darauf kommt wenig an; aber alles darauf, mit welchem Herzen sie vor Gottes Angesicht erscheint."

Frau Harms begann sich unbehaglich zu fühlen bei dieser Unterredung. „Es wird aber hohe Zeit," wandte sie sich an Hedwig, „daß du deine Sprüche lernst; morgen mußt du ja wieder zum Prediger. Du kannst deine Hemdenpasse dabei in die Hand nehmen, sonst wird die auch nicht fertig."

Hedwig stand auf, um ihre Arbeit zu holen. „Zeige doch deinem Onkel auch deinen weißen Rock!" rief die Pflegemutter ihr nach.

„Sehen Sie, Herr Hellborn, ist das nicht eine feine Stickerei? Sind Sie nicht stolz auf Ihr geschicktes Mündel?"

„Gestickte Röcke! Gestickte Hemden gar! Und dafür Zeit, Kraft, Gesundheit, ja noch viel höhere Güter opfern! — Nein, Frau Harms, wenn eine Braut sich mit solchen Dingen schmücken will, so mag sie es thun. Ein Kind, das auf die heiligste Stunde seines Lebens sich rüstet, das seinem himmlischen Bräutigam sich zu eigen geloben will, das, meine ich, sollte auf andern Schmuck bedacht sein. Doch — Hedwig soll Gottes Wort lernen; da will ich sie nicht stören durch meine Worte."

Eine Weile war es still im Zimmer. Frau Harms hatte eine Zeitung zur Hand genommen und las eifrig darin. Plötzlich rief sie: „Das wäre etwas für dich, Hedwig! Höre nur: ‚Eine kleine Familie sucht ein junges Mädchen zur Hilfe im

Haushalte' u. s. w. Was meinst du dazu? Oder dies: 'In einem Predigerhause kann ein junges Mädchen freundliche Aufnahme finden' u. s. w. So wurde noch eine Anzahl von Inseraten vorgelesen und eingehend besprochen. Inzwischen lernte Hedwig dann wieder an ihren Bibelsprüchen und stickte dabei eifrig an der Hemdenpasse. Das Gesicht des alten Hellborn wurde immer ernster. Endlich erhob er sich. „Können sie mir beschreiben, wo Hedwigs Pastor wohnt?" sagte er leise zu Frau Harms; „ich möchte mit ihm reden."

* * *

Mutter Hellborn war überglücklich, als sie ihren lieben Alten heil und gesund wieder hatte, und wußte gar nicht, was sie ihm zuliebe thun sollte. Auf mindestens eine Woche des Alleinseins war sie gefaßt gewesen; nun waren es nur drei Tage. Das war doch zu schön. Nur eins gefiel ihr nicht: ihr Alter hatte seine Pfeife noch nicht genommen, und sie hatte ihm doch extra guten Tabak hineingestopft. Das hatte er wohl noch gar nicht gerochen, obschon er sonst doch eine feine Nase hatte. Ob sie's ihm wohl so ein bißchen durch die Blume zu verstehen geben sollte? Eben besann sie sich auf eine feine Andeutung, da faßte ihr Mann ihre Hand, zog sie neben sich nieder und sagte: „Anna, gleich nach Ostern kommt Hedwig zu uns und bleibt vorläufig ein Jahr hier."

Verwundert sah die Frau auf. „Ich meinte, du wolltest sie in eine andere Familie geben, damit sie —"

„Wollte ich auch, Mutter. Aber es ist alles anders gekommen. Hedwig wird noch nicht konfirmiert."

„Hedwig wird noch nicht konfirmiert? Aber Mann, was ist denn geschehen?"

„Ich will dir nach und nach alles sagen, liebe Frau. Ich kann es vor meinem Gewissen, vor meinem Gott nicht

verantworten, sie so an Gottes Altar treten zu sehen. Ich habe sie in ihrer Umgebung beobachtet, ich habe in stiller Abendstunde allein mit ihr geredet, und da habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß sie keine Ahnung hat von der Größe und Heiligkeit des Gelübdes, das sie ablegen soll. Kopf und Herz sind angefüllt mit all den äußeren, nichtigen Dingen; wie sollte sie da bereit sein, sich dem HErrn zu eigen zu geben für Zeit und Ewigkeit. Eine einzige furchtbare Lüge würde die ganze heilige Handlung für sie sein. Das muß, das will ich verhindern, so weit es in meiner Macht steht. Ich habe zweimal mit dem Prediger gesprochen; er ist völlig mit mir einverstanden. Beim Abschied drückte er mir mit Thränen in den Augen die Hand und sagte: „Wenn alle Eltern dächten wie sie, dann würde es nicht geschehen, daß der Tag, an dem ich die mir übergebenen Kinder einsegnen muß, je länger je mehr mir zu den schwersten meines Lebens wird. Möchte der HErr doch den Eltern die Augen öffnen, damit sie erkennen, wie sie oft durch all das irdische Treiben und Reden ihren Kindern den Segen ihres heiligsten Tages in Fluch verkehren helfen."

Frau Hellborn war sehr ernst und still geworden. Leise drückte sie ihrem lieben Alten die Hand und sagte: „Du hast recht — wie immer. Wolle Gott dein Thun segnen an unsrer armen Hedwig."

11.

Nach Großmutters Rezept.

Eine gar liebe- und freudeleere Jugend hatte sie gehabt, Christine Martens. Die Eltern starben kurz nacheinander und hinterließen fünf unmündige Kinder, für welche die Ge-

meinde nun zu sorgen hatte. Christine wurde bei einem Fabrikarbeiter untergebracht, der es als seine einzige Pflicht zu halten schien, pünktlich am ersten jedes Quartals das Kostgeld bei dem Ortsvorsteher abzuholen; für alles andre ließ er seine Frau sorgen. Nun, die sorgte auch nach ihrer Meinung sehr gut für das Mädchen, ließ es ihm an der nötigen Nahrung und Kleidung nicht fehlen, schickte Christine im Winter sogar zuweilen in die Schule, sorgte aber vor allem dafür, daß sie nie unthätig war, nach ihrem Leibspruch: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Damit aber glaubte Frau Siemen auch mehr als genug gethan zu haben. Daß ein Kind noch etwas anderes bedürfe, daß es ein Herz habe, das nach Liebe hungerte, und eine Seele, die himmlischen Brotes bedurfte, — daran schien sie nie zu denken, Christine selbst wußte es ja kaum. Sie hatte nicht viel Zeit, an etwas anderes zu denken, als an das schreiende Kind, mit dem sie fast zusammengewachsen schien. Kaum war eins einigermaßen selbständig geworden, so harrte ein neues schon ihrer Fürsorge. Das war so gewesen, so lange Christine denken konnte, und das würde so bleiben bis an das Ende ihrer Tage, davon war sie fest überzeugt.

Aber es sollte doch anders werden. Christine war eingesegnet worden. Schon die ganze Vorbereitungszeit mit der trefflichen Unterweisung im Wort des Lebens, vor allem aber die Konfirmation selbst mit der ersten Abendmahlsfeier hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Einige Tage später kam sie dann in Dienst. Frau Siemen glaubte mit der getroffenen Wahl wieder einen schlagenden Beweis ihrer Fürsorge für das ihr anvertraute Kind geliefert zu haben. Daß Gott der HErr selbst alles so geleitet und Sich damit in väterlicher Liebe der verlassenen Waise angenommen hatte, das ahnte sie freilich nicht.

Frau Albertz, Christines neue Herrin, lebte für sich allein in einem kleinen Hause der Vorstadt K . . .'s. Viel zu thun gab es nicht bei ihr; die beiden Zimmer mit der bescheidenen Einrichtung waren leicht in Ordnung zu halten, und das Mittagessen mußte Christine jeden Tag von einer verheirateten Tochter holen. Aber Frau Albertz hatte sehr schwache Augen, so daß sie sich wenig mit Lesen oder Handarbeiten beschäftigen konnte. Damit mußte denn Christine die viele freie Zeit ausfüllen. War ihr das schon eine ganz neue Freude, stricken, nähen und stopfen zu dürfen, und ihrer Herrin die wunderschönen Geschichten oder gar aus dem Buch aller Bücher vorzulesen, so fühlte sie sich aus noch manchen anderen Gründen fast wie im Himmel. Großmutter Albertz, wie sie allgemein genannt wurde, war eine von denen, die nicht mit viel Worten, aber mit ihrem ganzen Wesen und Wandel das Christentum predigen. Wer aber solche Predigten aus eigener Erfahrung kennt, der weiß auch, wie mächtig sie wirken. Auch Christine erfuhr das. Sie atmete hier Lebensluft, empfing Himmelsspeise und Lebenstrank. Was Wunder, daß dabei ihre Seele genas zum ewigen Leben.

Drei Jahre des stillen Glückes in diesem friedlichen Hause waren der Waise beschieden, dann kam für sie die bittere Scheidestunde. Frau Albertz Kinder hatten es nach langem Streben ermöglicht, eine größere Wohnung zu beziehen, und nun wollten sie keinen Tag länger auf die Freude verzichten, ihre geliebte Mutter ganz zu sich zu nehmen. Da war für Christine kein Raum mehr. Sie mußte ihr Bündel schnüren und unter vielen Thränen von ihrer teuren Herrin, die ihr in mehr als einer Beziehung eine Mutter geworden war, Abschied nehmen. „Habe Gott vor Augen und im Herzen und wirf alle deine Sorgen auf Ihn, so hatte sie beim Scheiden gesprochen. „Wenn es dir aber einmal Bedürfnis ist, dich

auch gegen einen Menschen auszusprechen, und du hast keinen, so komme nur zu mir.“ Das hat Christine sehr getröstet.

* * *

Fast ein halbes Jahr war vergangen, als Christine sich endlich ein Herz faßte, ihre neue Herrschaft um einige Stunden Urlaub zu bitten. Dieser wurde ihr mit Freuden und für einen ganzen Sonntagnachmittag gewährt. War das eine Freude, als sie nun wieder bei ihrer alten, mütterlichen Freundin sitzen und bei einer guten Tasse Kaffee von alten und neuen Zeiten mit ihr plaudern durfte. Während einer kleinen Pause ergriff Frau Albertz plötzlich ihre Hände, zog sie nahe an sich und blickte ihr fest in die Augen. „Du hast etwas auf dem Herzen, Kind,“ sagte sie dann, „Deine Augen sind trübe, als hättest du viel geweint. Und du sagst doch, daß du's gut bei deiner neuen Herrschaft hast und gern dort bist. Was ist es also?“

Statt aller Antwort brach Christine wieder in Thränen aus.

Frau Albertz ließ sie sich ausweinen; dann fragte sie milde: „Hast du irgend etwas zu bekennen, so sprich dich offen aus, wie du's ja immer thatest.“

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf. „Etwas besonderes wenigstens nicht,“ sagte sie, „aber ich bin doch seit vorigen Sonntag so sehr unglücklich gewesen.“

„Nun, was war denn vorigen Sonntag?“

„Ja, sehen Sie — ich weiß nicht, ob ich Ihnen alles sagen kann; ich meine, ob Sie mich verstehen werden.“

„Nun, das werde ich schon; erzähle nur.“

„Vorigen Sonntag war die Lena bei mir, die uns gegenüber bei Herrn Dr. Mainert dient. Sie wollte mich zur Versammlung abholen, aber ich durfte nicht. Ich war auch

morgens zur Kirche gewesen. Da sagte Lena, sie wollte abends wiederkommen und mir erzählen, wie schön es gewesen wäre. Sie nannte mich ‚armes Kind‘, weil ich nicht mit durfte.“

„Kam sie dann wieder?“

„Ja, Großmutter. Sie sprach auch sehr viel, und ich glaube, auch sehr schön. Der Herr Jesus kam wenigstens sehr oft darin vor; aber verstanden habe ich doch nicht viel davon; ich bin wohl zu dumm dazu.“

„Sie sagte auch wohl, du möchtest am nächsten Sonntag nur wieder um Erlaubnis bitten, mit zur Versammlung zu dürfen?“

Etwas verwundert blickte Christine auf. „Ja, das sagte sie wirklich. Und dann — dann fragte sie mich, ob — ich bekehrt wäre?“

„Und was antwortetest du?“

„Ich sagte, ich wüßte es nicht. — Das war gewiß etwas sehr Schlimmes, denn nun fragte Lena noch so viel, und ich mußte fast immer nein sagen. Lena ist gewiß ein sehr frommes Mädchen. Sie besucht immer die Kranken, wenn sie frei hat, und betet mit ihnen. Sie sagte, sie hätte schon viele „zu Jesu gebracht.“ Sie müßte auch in den Versammlungen öfter laut beten, und sie sagten alle, das könne sie so schön. Das würde ich auch alles lernen, aber dann müßte ich zu den Versammlungen kommen. Ich sagte, ob es denn nicht genug wäre, wenn ich in die Kirche ginge. Ja, meinte sie, das wäre auch ganz gut. Aber in der Kirche wäre alles durcheinander, Gute und Böse, wie in der Bibel stände; in den Versammlungen aber wären lauter Gläubige. Ach, liebe Großmutter, ich bin gewiß noch sehr schlecht! Sehen Sie, darüber habe ich so viel weinen müssen.“

Frau Albertz sah sehr ernst aus. „Es ist recht und gut,

mein Kind," sagte sie dann, „daß du es ernst nimmst mit solchen Dingen. Wir wollen darum versuchen, ob wir die rechte Antwort finden können auf die Fragen, die dich quälen. Die finden wir aber am besten in Gottes Wort. Hole mir also einmal wieder unsre alte, bewährte Freundin, aus der du mir so oft vorgelesen hast, und schlage die Stellen auf, die ich dir sage. Also die Lena meint, in die Versammlungen gehen sei besser, als zur Kirche gehen. Wir wollen einmal sehen, wie unser Heiland es gehalten hat. Luk. 4, 16 wirst du es finden. Christine schlug auf und las: „Und Er kam gen Nazareth, da Er erzogen war, und ging in die Schule nach Seiner Gewohnheit am Sabbathtage."

„Richtig, mein Kind. Hat der Herr Jesus sich also nicht für zu gut gehalten, die Gottesdienste Seines Volkes zu besuchen, wo auch „Gute und Böse" zusammenkamen, so werden wir, denke ich, gut thun, Seinen Fußstapfen auch hierin zu folgen."

„Aber Lena kann so schön mit den Kranken reden; sie sagte, eine hätte gesagt, beinahe so schön wie der Pastor."

„Schlag einmal 1 Petri 3, 1 auf; oder nein, es ist nicht nötig, ich weiß die Stelle: „Auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden." Hörst du's, Kind, durch ihren Wandel, ohne Wort."

Christinens Angesicht hellte sich immer mehr auf. „Aber," meinte sie dann, „daß Lena so schön beten kann, und ich oft nicht ein Wort herausbringe, wenn mir das Herz auch noch so voll ist, das quält mich so sehr."

„Laß uns sehen, ob Gottes Wort nicht auch dafür Trost hat. Was steht noch Röm. 8, 26?"

Christine las: „Desselbigengleichen auch der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir

beten sollen, wie sich's gebühret; sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen."

Frau Albertz nickte. „Ja, Kind, mit unaussprechlichem Seufzen! O, welch ein Trost ist das! Unser Heiland sagt ja schon, daß wir nicht so viele Worte machen sollen, wenn wir beten (Matth. 6, 7), und hier steht nun, daß der heilige Geist, wenn er uns beten lehrt, uns die rechten Worte finden läßt, die wir aus uns selbst nie gefunden hätten. Und dann allein beten wir wirklich, wie du Joh. 4, 24 nachlesen kannst. Der Vater aber versteht uns, wie im folgenden Verse steht."

„O Großmutter, wie haben Sie recht, und wie freue ich mich, daß ich Ihnen alles gesagt habe. Nun verstehe ich all die Stellen erst; und nun bin ich schon viel ruhiger."

„Ja, mein Kind, wir müssen lernen, so lange wir leben. Am besten lernen wir aber doch immer von unserm Heiland selbst. Denke nur daran, was es von Ihm heißt im Garten Gethsemane: „Er rang mit dem Tode und betete heftiger;" und dabei hören wir doch kein Wort, was Er betete."

Beide saßen eine Weile schweigend da. Dann fragte Christine wieder: „Aber wenn Lena mich nun wieder fragt, ob ich bekehrt bin, was soll ich antworten? Ich kann nicht so schön reden wie sie."

„Ist auch gar nicht nötig, Kind. Laß nur deine Thaten reden. Du weißt doch, daß der Heiland spricht: „Es werden nicht alle, die zu Mir sagen: HErr, HErr! ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun Meines Vaters im Himmel." Bemühe dich nur, alles, was du thust, Ihm zu thun und nicht den Menschen, wie ich dich's ja stets gelehrt habe; dann kann's und wird's dir mit Ihm gelingen. Ob

Lena dich dann für „bekehrt" hält oder nicht, darauf kommt's nicht an; sondern einzig und allein, ob der HErr dich als eine der Seinen anerkennt."

* * *

Christine war die ganze folgende Woche sehr fröhlich bei der Arbeit. Die Aussprache am Sonntag mit Großmutter Albertz hatte ihr so wohl gethan. Jeden Tag bemühte sie sich aufs neue, alles dem HErrn zu thun. Und es war eine solche Freude, daß Er, auch wenn sie am Morgen Ihm gar nichts hatte sagen können, was sie alles auf dem Herzen hatte, sie es erfahren ließ: „Ehe sie rufen, will ich antworten." Sie hatte nämlich bei der Arbeit öfter so gute Gedanken, die sicherlich nur von Ihm kommen konnten. Als sie ein Zimmer reinigte, das mehrere Tage nicht angerührt war, mußte sie bei der vielen Arbeit, die all der Staub und Schmutz ihr machte, denken: soviel mehr Mühe haben wir auch, wenn wir nicht täglich mit unsern Herzen zu Jesu kommen, daß Er es reinige von aller Sünde. Wenn sie die zahlreichen Photographien abrieb, was ihr stets so langweilig erschien, dachte sie beschämt daran, daß sie noch niemals für die Personen, die sie darstellten, gebetet habe, und beschloß, es fortan zu thun. Heute war nun großer Putztag. Christine rieb und scheuerte darauf los, daß ihr der Schweiß in großen Tropfen an der Stirn stand. Dabei dachte sie: Wenn Lena nun käme und sie fragte, ob sie bekehrt wäre, dann wollte sie auf das spiegelblanke Geschirr zeigen und sagen: „Das thue ich alles für Ihn!" — Ob Lena sie dann verstehen würde?

12.
Alles zum besten.

„Na Alter, was ist dir denn begegnet? Du strahlst ja ordentlich!“ So fragte Frau Böhme ihren soeben von seinem Botengange heimkehrenden Gatten.

„Frag' lieber, wer mir begegnet ist, Mutter,“ schmunzelte der Alte; „kannst's nicht raten?“

„Ja, wie sollte ich nicht! Der Kaiser wird's wohl gewesen sein, oder einer seiner Jungen; die haben dir's ja doch einmal angethan.“

Aber Vater Böhme schüttelte den Kopf. „Ganz der Kaiser war's leider nicht; aber doch ein bißchen was Kaiserliches; nämlich einer seiner zukünftigen Gardisten hoffentlich.“

„Was, unserm Gustav bist du begegnet, Vater, unserm Jungen?! Was macht er denn? Wie schaut er aus? Hast du mit ihm gesprochen? Kommt er bald mal?“

Na Mutter, nun hör' auf zu fragen; weiß ja sonst nicht, was ich zuerst beantworten soll. — Ja, unsern Gustel hab' ich gesehen, und 'nen Wetterjunge ist er geblieben. Kaum hat er mich erblickt, so macht er Front, legt die eine Hand ans Schurzfell, genau den Daumen an die Stelle, wo die Hosennaht sitzen soll, präsentiert einen der großen Stulpstiefeln, die ihm über der Schulter hängen und salutiert! Das hättest du seh'n sollen, Mutter; einfach schneidig, sag' ich dir!“

Mutter Böhme lachte. „Ja, das glaub' ich dir gern; hast ihn ja auch sein Lebtag gedrillt wie ein Wachtmeister; bist freilich auch beinah einer gewesen. Aber nun sag' auch endlich, wie 's ihm geht? Hat er's gut bei seinem Meister und bekommt er ordentlich was zu es . . .“

„Erst muß ich dir noch ein anderes Stückchen erzählen, Frau — natürlich hat er gute Kost, sieht unverfallen aus;

— also hör' nur! Ich geh' eine Strecke mit ihm; da kommen wir am Exerzierplatz vorbei, jetzt ist die Parade vorüber, und die Herren Offiziere sind zur Kritik befohlen. Legt der Schlingel da wahrhaftig wieder die Hand an die Mütze und ruft: „Ich danke, meine Herren!" dann ist er wie der Wind um die Ecke. Die Herren Offiziere, die vorbei gingen, schauten sich verdutzt um; nachher meinte einer: „Natürlich ein Berliner Schusterjungenwitz!"

Beim Abendbrot bekam Mutter Böhme dann endlich eingehenden Bescheid auf alle Fragen, die ihr auf dem Herzen lagen. Der Gustav war nicht ihr leibliches Kind; sie hatten ihr einziges Gott dem HErrn wiedergeben müssen. Den großen Schmerz konnten beide lange nicht verwinden; aber endlich lernten sie doch das Hiobsgebet von Herzen sprechen: „Der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen, der Name des HErrn sei gelobt."

Wenn der große Erzieher droben es aber erst so weit gebracht hat mit Seinen Zöglingen, dann kann Er den Stab „Wehe" mit dem Stabe „Sanft" vertauschen. Und das thut Er so gern. Wenn wir's Ihm nur nicht oft so schwer machen wollten. —

So war es also geschehen, daß der Briefträger Böhme eines Abends mit einem zerlumpten, schmutzigen, halb verhungerten Kinde von etwa drei Jahren nach Hause kam. Seine brave Frau wußte erst nicht recht, ob das Entsetzen oder die Freude zu Wort kommen sollte. Als ihr Mann dann aber berichtete: „Habe den armen Jungen da in der Heckengasse buchstäblich aus dem Straßenkot aufgelesen; hab' mir auch die möglichste Mühe gegeben, seine Angehörigen ausfindig zu machen, aber vergebens; aus dem Jungen kann ich nichts herausbringen. Wenn ich sage: ‚Soll ich dich wieder zu Muttern bringen?' schreit er: ‚ne! sie haut Gustel.' Mag ne schöne

Mutter sein das!" — Da regte sich sofort ihr liebewarmes Herz, und sie entschied kurz und gut: „Dann behalten wir ihn, Mann, Gott will das gewiß. Und wir haben wieder ein Kind." „Ja," meinte Böhme, „das ist schon recht, aber — auf der Polizei muß ich doch erst Anzeige machen. Was man findet, darf man ja nicht ohne weiteres behalten."

Der Frau war das freilich nicht ganz recht; sie war schon so glücklich in dem Gedanken, wieder ein kleines Wesen um sich haben zu sollen, das sie lieben und pflegen dürfte. Dazu war es ein so schmucker Junge, als er, sauber gewaschen, in ihres Wilhelms Kleidern steckte, mit dickem, blonden Kraushaar und prächtigen Blauaugen. Ihr bangte ordentlich, daß eines schönen Tages ein Blaurock erscheinen und ihn wieder abholen könne. Aber es kam niemand, um ihnen den Besitz des Jungen streitig zu machen, und so wuchs er denn bei ihnen heran und von Tag zu Tag den beiden braven Pflegeeltern mehr ins Herz hinein. Besorgte die Mutter ein wenig das Verhätscheln, so hielt der Vater, dem das Soldatenblut noch jugendfrisch in den Adern rollte, durch stramme militärische Zucht das Gegengewicht; hielt ihn dabei streng zu regelmäßigem Schulbesuch und ernster häuslicher Arbeit an, denn, sagte er, aus einem Faulenzer ist noch nimmer was Rechtes geworden. Beide aber zogen ihn unter viel Gebet und Fürbitte auf, in der Zucht und Vermahnung zum HErrn. Er aber, der gesagt hat: „Wer ein Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf," ließ es die beiden Eheleute reichlich erfahren, daß der fromme Spitta noch allewege recht hat, wenn er singt: „O selig Haus, wo man Dich aufgenommen, Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ." — — —

Jahr auf Jahr war vergangen. Gustav Böhme hatte seine Lehrzeit beendet und auch schon als Geselle ein gut Stück von Gottes schöner Welt gesehen. Nun war er heim-

gekehrt, um sich zum zweitenmal beim Militär zu stellen. Das erstemal war er zurückgestellt worden. Der hoch aufgeschossene Jüngling hatte sich etwas außer Kraft gewachsen. In den beiden Wanderjahren hatte er aber auch in die Breite sich ausgelegt, und Vater Böhme zweifelte nun keinen Augenblick mehr daran, daß sein Lieblingswunsch, ihn bei der Garde eingestellt zu sehen, in Erfüllung gehen würde. Heute war Ziehung gewesen. In fast fieberhafter Spannung erwarteten die beiden Alten die Heimkehr ihres Jungen, aber Stunde auf Stunde verrann, und kein Gustav erschien. Die fürsorgliche Mutter hatte das Mittagessen warm gestellt, dann einen extra guten Kaffee gekocht. Als es nun aber fünf Uhr schlug, da wußte sie sich vor Unruhe kaum noch zu lassen. Endlich kehrte wenigstens ihr Mann von seinem letzten Botengange heim, da konnte sie sich doch das Herz frei sprechen. Vielleicht brachte er auch Nachricht. Aber nein, die Hoffnung war auch umsonst. Vater Böhme war dazu in keiner rosigen Laune. „Möchte doch wirklich wissen, wo der Schlingel steckt,“ rief er ärgerlich; wird sich natürlich einen Spitz geholt haben — und schämt sich nun, uns unter die Augen zu treten. Hätt's nicht gedacht, das an ihm erleben zu müssen!“

„Aber Alter! — Mann! — wie kannst du nur so was denken! Unser Junge betrunken! — Eher glaube ich, daß ich selbst es bin. — Kennst du ihn nicht besser? — Weißt doch, welch ein Greuel ihm die Kneipen und die Schnapsbrüder sind, und nun“ —

„Na Mutter, reg' dich nur nicht so auf; weiß das ja wohl ebensogut wie du. — Aber an so einem Tage! — und dann die Verführung — das Hänseln, wenn er nicht mit thun will — man kennt das ja.“

„Das ist alles einerlei, Alter, betrunken ist unser Junge nicht, dafür stehe ich. Eher“ —

In dem Augenblick wurde geklopft, und in der geöffneten Thür erschien ein halbwüchsiger Bursche. „Wohnt hier Briefträger Böhme? — Na, ich soll von Ihrem Sohn bestellen, er wäre bei der Garde gezogen, aber er könnte nicht gut kommen, er hätte ein kleines Malheur gehabt. Schlimm wär's nicht, und Sonntag um drei wär' Besuchsstunde, da könnten Sie ihn im Krankenhaus besuchen."

Die armen Eltern standen sprachlos vor Schreck. Der Bursche war schon wieder zur Thür hinaus, da fiel der Mutter ein, daß sie ja nicht einmal wüßten, in welchem Krankenhause sie ihren Sohn zu suchen hätten. Mit genauer Not ereilte sie den Hiobsboten noch und erfuhr Straße und Hausnummer; auf alle übrigen Fragen aber erhielt sie „dat weeß ik nich" zur Antwort. So machten sie sich denn beide nach dem bezeichneten Krankenhause auf den Weg, die Mutter schluchzend, der Vater vergeblich sich bemühend, sie zu trösten. — — —

Punkt drei Uhr am nächsten Sonntag finden wir Böhme und Frau am Krankenbett ihres Gustel. Der brave Jüngling hatte sich bisher tapfer gehalten; als nun aber seine liebe Mutter ihn mit ihren guten, jetzt so verweinten Augen ansah, ihm die blassen Wangen streichelte und ihm die zärtlichsten Namen gab, da konnte er sich nicht mehr halten. Schluchzend wie ein Kind zeigte er auf das bis zum Knie ihm abgenommene Bein und dazwischen fragte er immer wieder: „Vater, Mutter — ihr habt stets gesagt — denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen — dies auch — Vater, Mutter? — dies auch?"

„Ja, so der HErr will, dies auch!" sprach da plötzlich eine fremde Stimme. Alle drei sahen erschrocken auf und in das freundliche Angesicht eines feingekleideten Herrn, der unbemerkt von ihnen ans Lager getreten war. „Ich komme endlich um Ihnen zu danken, braver junger Mann! man wollte

mich nicht eher zu Ihnen lassen, wie oft ich hier auch schon darum bat. Sie haben unter Gottes gnädigem Beistand mein Weib und mein einziges Kind dem sichern Tode entrissen, das werden wir Ihnen zeitlebens nicht vergessen. Gott wird Ihnen vergelten, was ich leider nicht kann. Ich danke Ihm aber aus tiefstem Herzen, daß Er den wilden Pferden Halt gebot, daß wenigstens Ihr junges Leben gerettet wurde. — Werden Sie in Zukunft nun auch auf manche Hoffnung, auf manche Freude verzichten müssen, — eins wenigstens will ich thun, und ich danke Gott, daß ich die Mittel dazu habe, — ich werde, wie Sie nur wünschen können, dafür sorgen, daß Sie und Ihre alten Eltern Ihr gutes Auskommen und eine behagliche Existenz zeitlebens finden."

Solltest du, lieber Leser, vielleicht einmal nach Berlin reisen, dann sprich nur in dem Schuhwarengeschäft von Gustav Böhme vor; magst dort auch einen kleinen Einkauf machen; es wird dich nicht gereuen. Dem freundlichen Besitzer des Geschäfts, dem „langen Gardisten", wie er sich so gern von seinem alten Vater nennen hört, mit dem Stelzfuß, bringe dann auch einen herzlichen Gruß von mir. Willst du?

13.

Beinah!

Sie waren Nachbarskinder gewesen, der Jürgen Weber und die Lotte Iverssen, und unzertrennliche Gefährten im Spiel wie bei der Arbeit bis an den Tag ihrer Konfirmation. Dann waren ihre Wege auseinander gegangen, und es hatte viel Thränen beim Abschied gegeben; aber dem „Lebewohl" war doch ein fröhliches und zuversichtliches „Auf Wiedersehn" gefolgt. Eine leise Stimme in den jungen Herzen hatte dazu

geflüstert: „und dann soll's keine Trennung mehr geben bis an den Tod." Aber — Ehen, wenigstens die guten, werden im Himmel geschlossen, und Gottes Gedanken sind oft so ganz anders als die unseren. Lotte Iverssen mußte schon nach kurzer Zeit ihren Dienst wieder verlassen. Die Mutter hatte einen Schlaganfall bekommen und lag nun gelähmt und hilflos wie ein kleines Kind darnieder. Da gab's Arbeit für das junge Mädchen, mehr fast als sie zu bewältigen vermochte. Aber mit einer gesunden Jugendkraft und einem frommen Herzen läßt sich viel ausrichten, und beides besaß Lotte Iverssen. Als dann nach langem Siechtum die Kranke heimgehen durfte, da konnte sie den Hausstand und die Sorge für die sechs Geschwister getrost in die Hände ihrer ältesten Tochter legen. Später war freilich der Jürgen gekommen und hatte „seine Lotte", wie er sie immer genannt, heimholen wollen; die aber hatte auf das Häuflein Kinder um sie her gezeigt und gesagt: „Darf ich die verlassen? Meine Mutter hat sie mir auf dem Sterbebette vermacht; ich kann es nicht!"

Darüber waren die Jahre und die Jahrzehnte hingegangen. Jürgen war nun schon zum zweitenmal Witwer und wohnte mit einer Enkelin in einem Dorfe unweit der Heimat; Lotte Iverssen führte seit vielen Jahren ein rechtes Wanderleben. Die Schwestern und Brüder waren alle verheiratet, und jeder wollte die liebe „Tante Lotte" haben. Hatte sie bei dem einen ein krankes Kind gepflegt, sollte sie bei dem andern eins aus der Taufe heben, hier gab's im Garten und Felde zu helfen, dort eine davongelaufene Magd zu ersetzen; und Tante Lotte ward's nie zu viel. „Arbeit macht das Leben süß," pflegte sie zu sagen, „und Liebesarbeit am allersüßesten."

So war sie denn an einem heißen Julinachmittage wieder auf dem Marsche. Diesmal ging's durch das Dorf, in dem

Jürgen Weber wohnte; d. h. eigentlich führte der Weg nicht hindurch, aber Tante Lotte konnte es nicht lassen, wenn sie in die Nähe von S. kam, einen kleinen Umweg zu machen, wußte sie doch, welch eine Freude sie dem Jugendgespielen durch ihren Besuch machte, und — ach ja — sich selbst eigentlich eine noch größere. Dazu hatte sie heute einen besonders trifftigen Grund, bei ihm vorzukehren; es waren dicke Wolken am Himmel aufgestiegen und — sie hatte keinen Schirm, den würde Vater Jürgen ihr gewiß leihen können. Also nur eben einmal guten Tag sagen und dann schnell weiter; vor Abend mußte sie ja noch beim Bruder sein. Aber davon wollte der Alte nichts wissen. „Erst mußt du meine Grütze probieren, alte Lotte; hab sie selbst gekocht; die Gustel, das Windspiel, mußte ja mit den andern Mädels in den Wald zum Bickbeerenpflücken. So, da setz' dich! — 's ist noch grad ein Rest für dich im Napf."

Tante Lotte ließ sich denn auch nicht lange nötigen und lobte die Grütze, daß sie nicht einmal angebrannt wäre. Aber einen Schirm müßte Vater Jürgen ihr doch notwendig holen; sie müßte bald weiter.

„Einen Schirm! — ja den hat die Gustel gestern in der Stadt vergessen; ich sag's ja, sie ist ein Windhund!"

„Hast du denn nur einen in deinem Besitz?"

„Na meiner, den mein Vater schon gehabt hat, wird wohl noch da sein, aber —"

„Geh' nur hübsch nach dem Boden, Alter, und hole mir ihn; so ein Familiendach schützt grade am besten."

Jürgen mußte sich denn auf die Suche machen, kehrte auch bald mit einem hellblauen, gewaltig großen Schirm zurück. „Da!" rief er lachend, „willst du damit los?"

„Gewiß will ich; nur nicht mit dem abgerissenen Zeug dort; das mußt du mir erst festnähen. Ich hab' meine Brille eingepackt, und so geht's nicht mehr."

„Auch das noch!“ seufzte der Alte. „Gut, daß du nicht meine Frau geworden bist; da wäre ich schön unter den Pantoffel gekommen. Aber — was thut man nicht aus Liebe! Wenn ich nur wüßte, wo das Mädel sein Nähgeschirr hat; ich glaube doch, ich hab' mal so etwas wie Nadel und Faden in ihren Fingern gesehen. Richtig, da haben wir's!“ —

Vater Weber sucht sich einen dicken Zwirnsfaden und eine Nadel von ungefähr der halben Dicke aus dem Nähkasten hervor, und dann geht's los: Der kranke Schirm wird zwischen die Kniee genommen, die Brille auf die etwas abschüssige Nase gesetzt, die Zipfelmütze nach hinten gerückt, und nun beginnen die Schießübungen. Eine Weile schaut Tante Lotte zu, aufs höchste belustigt durch die vergeblichen Bemühungen ihres alten Freundes; endlich aber kann sie sich nicht länger halten. „Ne, so was! ne, so was!“ ruft sie, und die Lachthränen fallen in ihre Grütze; will er den dicken Faden durch ein Nadelöhr bringen, das viermal zu eng ist und schießt natürlich immer vorbei. Alter, Alter! hast in deinem langen Leben noch nie eine Nadel eingefädelt? — Nun gib's mir nur her, aber erst hol mir mindestens eine Stopfnadel; da hinein bring' auch ich dies Tau nicht!“.

„Beinah hätt' ich's doch fertig gebracht!“ brummte Vater Weber etwas ärgerlich.

„Ja, beinah! — Beinah hätt'st mich auch zur Frau bekommen, und beinah —“

„Wär ich Meister in der Fabrik geworden anstatt dieses Harten's, den ich immer für einen Schafskopf hielt. — Ja, — beinah —“

„Na, Alter, drum grämst dich doch wohl nun nicht mehr — nach mehr als vierzig Jahren? — Sorg lieber dafür, daß es zu allerletzt nicht auch heißt: Beinah!“ —

Jürgen Weber sah etwas betroffen in das plötzlich sehr

ernst gewordene Gesicht seiner alten Freundin. Dann aber verstand er sie. Nein, Alte, davor möge Gott mich bewahren! Aber sieh, wenn es unserm Heiland möglich ist, ein Kamel mitsamt seinem Buckel durch so ein Nadelöhr hindurch zu zwängen, ich glaube, dann bringt Er mich alten Sünder auch durch die enge Pforte hindurch; nicht beinah, sondern ganz. Was meinst du?"

„Ja, Alter, Er wird's wohl. Aber mich muß Er auch mit hindurchbringen, sonst wär's doch nur beinah."

14.

An Sonntags r u h' ist nicht alles gelegen;
Nur Sonntags f e i e r bringt Sonntagssegen.

Eine ganze Weile schon hatte Jürgen Richter vom Verdeck seines Ewers aus dem Sonntagsfischer zugesehen, der unweit von ihm unbeweglich mit seiner Angel im Kahne saß und auf Beute harrte. „Langweiliges Geschäft das," brummte er nun, als seine Frau eben aus der Kajüte heraufkam. „Aber freilich, was soll man denn auch anders anfangen mit dem langweiligen Sonntag! Muß ich da nun die schönen Stunden, in denen man so viel schaffen könnte, vor Anker liegen. Und das alles wegen der verwünschten „Sonntagsruhe". Der Kaiser hätte auch was Besseres thun können, als ein solches Gesetz geben."

„Hat der Kaiser das Gebot gegeben: Du sollst den Feiertag heiligen! lieber Mann?"

Jürgen fuhr herum. Schon hatte er eine ärgerliche Antwort auf den Lippen, da sah er, daß seine Margareta rotgeweinte Augen hatte. Sofort war sein Zorn verraucht.

„Hast wieder an unsern Jungen gedacht?“ sagte er mit fast sanfter Stimme. „Mußt dich nicht immer so grämen, Greta; wirst mir selbst noch krank.“

Aber die junge Frau schüttelte den Kopf. „Heute ist es etwas anderes, Jürgen; ich hab' freilich schon oft daran denken müssen. Aber als vorhin die Glocken in Itzehoe und Münsterdorf so schön läuteten, da kam es mit solcher Gewalt über mich.“ —

„Was denn, Greta? darf ich's nicht wissen?“ —

Die Frau schwieg noch eine Weile. Dann erhob sie den gesenkten Kopf und sah ihren Mann liebevoll an. „Ja, es ist besser, ich sag' es dir. Aber du darfst nicht böse werden. Ich kann nun einmal nicht dafür. Sieh, du weißt, wie's daheim im lieben Elternhause war. Wir gingen alle stets in die Kirche, Sonntag für Sonntag. Ich kannte es nicht anders, so lange ich denken konnte, und ich hätt's auch nimmer anders haben mögen. Schon als Kind war ich so gern in der Kirche, wenn ich auch nicht viel von der Predigt verstand; und später — der Sonntag wär' mir gar kein Sonntag gewesen, ohne den Gottesdienst. Du“ —

Jürgen wollte sie unterbrechen, aber Margareta legte bittend ihre Hand auf seinen Arm. „Laß mich heute mir einmal das Herz freisprechen, lieber Mann. Ein andermal kann ich's vielleicht nicht, und es drückt mich doch so sehr. Du weißt, wie es mich immer traurig machte, wenn ich, als wir nun Mann und Frau waren, ohne dich zur Kirche gehen mußte und daß ich dann oft und immer öfter dir zuliebe auch zu Hause blieb. Als Gott uns dann aber unsern Jungen, unser Sonntagskind, wieder nahm, gerade als die Glocken das Osterfest einläuteten, da habe ich immer wieder denken müssen, das sei eine Strafe dafür, daß wir Gottes Gebot so oft übertreten haben.“

„Aber Frau, was willst du denn? Habe ich nicht streng die Sonntagsruhe gehalten, wie's befohlen ist, jeden einzigen Sonntag?"

„Das hast du wohl, Jürgen; aber ist das wirklich genug? Ich kann's nicht mit vielen und schönen Worten sagen, wie ich's eigentlich meine. Aber, das weiß ich, das fühle ich: mit der Ruhe allein ist's nicht gethan. Damit erfüllen wir Gottes Gebot: „Du sollst den Feiertag **heiligen**, nicht. Denn wir haben doch nicht nur einen Leib; wir haben auch eine Seele, und die will auch leben und versorgt sein. Ach — du weißt nicht, was für Heimweh ich oft habe nach den Sonntagsfeiern im Elternhause!"

Jürgen Richter schwieg lange. Vor einem Jahre noch würde er versucht haben, mit irgend einem leichtfertigen Scherz oder gar mit Spottreden die Gewissensbisse seiner Frau zu verscheuchen. Seit ihm aber sein einziger Sohn, seines Herzens Freude und seiner Augen Lust, gestorben, war er doch ernster geworden. Gott, der HErr hatte mit Seinem „Stab Wehe" nicht ganz vergeblich bei ihm angeklopft. Dazu konnte er sich's nicht verhehlen, daß seine Margaret im Grunde recht habe. Was hatte er denn von seinen Sonntagen bisher gehabt? Als junger Bursche hatte er sie teils mit Werktagsarbeit, teils mit wüsten Gelagen bei Spiel und Tanz verbracht. Wenn er an diese Sonntage jetzt zurückdachte, erschienen sie ihm wie Schandflecke in seinem Leben. Ruhetage wenigstens waren sie ihm jetzt, aber auch Segenstage? Ach, nein, er freute sich vielmehr jedesmal, wenn der Sonntag zu Ende ging. Die stramme Arbeit vertrieb doch die quälende Langweile und — allerlei quälende Gedanken dazu, wie sie jetzt gerade wieder ihn überfielen. Daran war seine Frau nun schuld. Ja, seine Frau! — Und doch war's ein so braves, treues Weib! Was that sie ihm nicht alles zuliebe, Tag für Tag? — Sollte er ihr

nicht auch einmal eine rechte Freude machen können? — Jürgen sann nach. Was hatte sie doch noch gesagt? — Heimweh hätte sie; nicht nach dem Elternhause; das war ja auch verwaist für sie, sondern nach den Sonntagsfeiern ihrer Jugendzeit. Welch eine Freude die ihr wohl bereitet hatten, daß sie sich so heiß nach ihnen sehnte. Ob auch er ein solches Glück finden würde, wenn er den Sonntag feierte, wie sie es gethan?

Frau Margareta erschien eben wieder auf Deck mit einem appetitlich hergerichteten Frühstück für ihren Mann. Dieser aber griff heute nicht, wie sonst, gleich danach, sondern faßte die beiden Hände seines Weibes und sagte freundlich: „Nächsten Sonntag bin ich zu Haus, Greta. Da geh' ich einmal mit dir zur Kirche. Nur dir zuliebe, weißt du."

Einen Augenblick wußte die Frau nichts zu erwidern; es war ihr gar zu überraschend gekommen. Dann aber sagte sie mit glücklichem Lächeln: „Und dir zum Segen, mein lieber Mann!"

15.

Liebe um Liebe.

Der Nachmittagsunterricht war beendet. Rascher als gewöhnlich und auch stiller als sonst hatten die Kinder die Klasse geräumt und zerstreuten sich bald nach allen Richtungen hin. Ihr alter Lehrer aber ging heute nicht wie sonst sofort nach seinem freundlichen Wohnzimmer hinüber, wo seine Frau schon mit dem Kaffee auf ihn zu warten pflegte. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er eine lange Weile noch auf dem Pulte, in tiefes Sinnen verloren, und ab und zu hob ein schwerer Seufzer die Brust. Da schlug es halb fünf vom

nahen Kirchturm. Mangolt schrak ordentlich auf. Eiligst packte er seine Bücher und Hefte zusammen und erhob sich.

Seit fast vierzig Jahren schon wohnte Mangolt im Dorfe. Kurze Zeit war er Gehilfe bei seinem alten Vorgänger gewesen. Damals schon hatte der Jüngling durch sein ungewöhnlich schönes Orgelspiel die kleine Gemeinde entzückt; und als der alte Organist bald nachher das Zeitliche segnete, war nur eine Stimme darüber, daß dessen junger Gehilfe sein Nachfolger werden müsse. So war's denn auch geschehen, und man hatte noch keine Ursache gehabt in den vielen Jahren, die Wahl zu bereuen. Begabt für seinen schönen Beruf wie wenige, wartete Mangolt mit hingebendster Treue seines Amtes, allzeit dessen eingenk, daß er seinem HErrn und Heiland, der ihm mit Seinem Gebot: „Weide Meine Lämmer" den Hirtenstab anvertraut und ihn in Seine besondere Nachfolge berufen hatte, vor allem und vorerst auf die eine Frage: „Hast du Mich lieb?" Antwort schulde und zwar Antwort in der That und Wahrheit seines ganzen Lebens.

Nächst den Stunden, in denen Mangolt seine Zöglinge insonderheit durch die heiligen Geschichten und andere Gottesworte zu dem göttlichen Kinderfreund weisen durfte, waren ihm die Singstunden die liebsten. Nach dieser Seite hin lag ja auch seine besondere Begabung, und er wußte sehr wohl, daß der HErr mit jeder Gabe auch eine Aufgabe gibt. Diese nach besten Kräften voll und ganz zu lösen trachtete er denn auch mit unermüdlichem Eifer. Auf schöne Erfolge durfte er schon hinblicken; Gott hatte sein Bemühen sichtlich gesegnet. Nicht nur, daß der Kirchengesang sich bedeutend gehoben hatte, im ganzen Dorfe war auch je länger je mehr die Lust und Liebe zum Singen erwacht. Zuerst hatten die Kinder ihre schönen Schullieder in den Häusern erschallen lassen; dann stimmten allmählich die Eltern mit ein; und jetzt waren viele

der Kinder selbst schon zu Eltern geworden und trieben mit der Jugend, was sie frühe gelernt hatten.

So war das kleine Dorf W. denn weit und breit bekannt und berühmt geworden wegen der Sangeslust und Sangeskunst seiner Bewohner; und wenn an den drei hohen Festen der Organist und Kantor Mangolt eine schöne Motette oder einen Psalm von seiner Kinderschar vortragen ließ, so geschah es nicht selten, daß von den umliegenden Dörfern, ja von der nächsten Stadt viele herbeiströmten, um dem fast künstlerisch vollendeten Gesange zu lauschen.

Zur tiefsten Betrübnis des braven Lehrers war's nun aber seit einigen Jahren anders geworden. Woran es lag, wußte er selbst nicht; aber die Thatsache war unleugbar: es war ein anderer Geist in die Schule eingezogen. Es wurde von den Kindern nicht mehr mit solcher Lust und Liebe gelernt und gesungen wie früher, ja es war nicht selten der Fall, daß die sonst so lieben Singstunden ihm fast zur Qual wurden. So war's auch heute wieder gewesen: Mangolt hatte recht früh schon mit dem Einüben des Weihnachtsgesanges angefangen; lag es ihm doch diesmal besonders daran, ein gutes Resultat zu erzielen. Es war wieder, wie schon öfters, eine eigene Komposition. Der alte Mann hatte nicht die Mühe gescheut, die Stimmen für seine sämtlichen Schüler und Schülerinnen einzeln auszuschreiben; er hatte Melodie und Begleitung einfacher und leichter als sonst gesetzt. Aber ach! — die alte Plage ging wieder an; und heute war's schlimmer als je gewesen.

„Nun, da bist du ja endlich!“ rief Frau Mangolt erfreut, als ihr Mann langsam ins Zimmer trat. „Ich wollte gerade nachsehen, warum du nicht kämest. Doch was hast du, Vater? Wieder Kopfschmerzen? Da trinke nur schnell deinen Kaffee, der pflegt ja zu helfen.“

Aber Mangolt schob die ihm fürsorglich bereitete Tasse zurück. „Trink' nur allein, Mutter; es wird mir wohl besser, wenn ich mich ganz still hinsetze.“

Bestürzt sah die gute Frau ihren Gatten an. „Ach, die Singstunde!“ rief sie. „Die alten Trotzköpfe, die! Haben sie meinen lieben Alten wieder geärgert? Gewiß ist's die Betty Scharmer wieder gewesen, wie?“

„Ja und nein, liebe Frau. — Ach, ich weiß nicht, was es ist! — Ich glaube, das Alter thut's! Ich hab' nicht mehr die Kraft und die Frische, die die Jugend verlangt. Vielleicht stelle ich auch zu hohe Ansprüche an die Kinder; oder — ich habe nicht Geduld, nicht Liebe genug! — Ja, Mutter, das ist's! Das quält mich schon lange! — Früher war's doch ganz anders. Wie hingen die Kinder da an mir! Jetzt! — ich muß so viel zürnen, so viel strafen. Das entfremdet mir die Herzen. — Nur wer Liebe säet, kann ja Liebe ernten!“

„Aber Alter! Wie du nur redest! Kannst doch nicht alle Ungezogenheiten ungestraft lassen! Wäre das Liebe? — Und daß die Kinder weniger an dir hängen als sonst, glaub' ich auch nicht. — Eins aber ist gewiß: Die Betty ist schuld. Magst mir's glauben oder nicht, aber es ist so.“

„Ja, das Mädchen hat einen ganz merkwürdigen Einfluß auf die andern; es ist fast, als ob sie sich willenlos ihrem Scepter beugen. Da hast du freilich recht. — Auch heute wieder! — Wenn sie nur will, geht's gleich mit allem besser. Sie beherrscht ja die ganze Klasse mit ihrer prächtigen Stimme. Aber da war heute nun wieder nichts mit ihr anzufangen. Schließlich wurde ich zornig, und — und — das ist es nun, was mich quält; ich müßte ihr mehr Liebe, mehr Sanftmut zeigen; vielleicht wäre sie dann auch anders.“

Frau Mangolt gab sich alle erdenkliche Mühe, um die Erregung ihres geliebten Mannes zu beschwichtigen, aber dies-

mal vergebens. Er schlief die ganze Nacht nicht, und am andern Morgen mußte der Arzt gerufen werden.

Betty Scharmer war eine der ersten, die zur Schule sich einfanden. Frau Mangolt hatte schon auf sie gewartet; das böse Mädchen sollte doch erfahren, was sie angerichtet hatte. Kannst nur wieder nach Hause gehen," rief sie ihr aus der Küche zu, „Schule ist heute nicht. Hast deinen alten, guten Lehrer richtig so lange geärgert, bis er krank geworden ist. Das hast du nun auf dem Gewissen."

Mutter Mangolt spürte ordentlich eine innere Befriedigung nach dieser gesalzenen Rede. „Das wird ihr gut thun," dachte sie, „hab's ihr schon lange zugedacht. — Mein Alter ist zu gut gegen sie. — Und da macht er sich noch Vorwürfe. Ich bewundere täglich seine Lammesgeduld mit dieser Bande, — würde anders dazwischen fahren, wenn ich er wäre; das ist so gewiß, wie zweimal zwei vier ist. Aber — da kommt ja der Doktor schon!"

* * *

Drei Wochen waren der guten Frau Mangolt in viel Sorge und Angst unerträglich langsam dahingeschlichen. Der Arzt hatte anfangs ein recht bedenkliches Gesicht gemacht. Der Kranke sei nicht mehr jung; die auswärtigen Kinder müßten lieber benachrichtigt werden; man könne ja nicht wissen, was geschehe. Endlich aber hatte Gott der HErr die Bemühungen des Doktors und die treue Pflege der braven Gattin mit dem besten Erfolge gekrönt. Heute war die letzte Tochter wieder abgereist, und der Arzt hatte vergnügt gemeint: „Wenn alle meine Patienten mir so viel Freude machten, wär's ein liebliches Los, Doktor zu sein. Nun will ich ihnen aber auch wieder Freude machen: Morgen dürfen sie aufstehen; da haben wir den dritten Advent, nicht wahr? Dann haben wir sie

am Weihnachtsfeste mit Gottes Hilfe so weit, daß sie wieder die Orgel spielen können. Na, was sagen sie dazu?"

Der Kranke drückte lächelnd und dankbar seinem alten Freunde die Hand.

„Ja, wir haben Gott für viel Gnade zu danken," sagte er später zu seiner Frau. „Hätt's kaum gedacht, daß ich noch einmal wieder hier auf Erden Weihnacht feiern dürfte. Wär's auch zufrieden gewesen, wenn's nicht hätte sein sollen. Möchte dich nur so gern gleich mitnehmen in die Heimat — du meine gute, liebe Alte! — Aber, daß ich schon am Fest wieder die Orgel sollte spielen können, das scheint mir doch kaum möglich."

„Du fühlst dich jetzt nur noch so schwach, lieber Mann. Paß nur auf, wenn du all die Suppen und Eier und Beefsteaks erst zu dir genommen hast, die ich dir bringe —"

„Ja, wenn's damit gethan wäre," lächelte der Kranke, „dann hättest du mich sicher schon dreimal zu Tode gefüttert. — Aber, weißt du, Mutter, — ich — mir bangt fast vor dem Gottesdienst am Weihnachtsfest. Es wird mir doch so sehr fehlen, daß meine lieben Kinder nicht singen, — zum erstenmal nicht seit achtunddreißig Jahren. Und nun gerade diesmal! — Wie hatte ich mich auf den Gesang gefreut! Ich weiß, ich hatte etwas Gutes geschaffen; hatte mir ja alles von Gott erbeten. — Nun soll ich's nicht hören; wer weiß — vielleicht niemals!

* * *

Betty Scharmer war ein eigenartiges Mädchen. Von ihrem himmlischen Vater mit allerlei trefflichen Gaben ausgerüstet, war ihr das Lernen nur ein Spiel. Als sie in Mangolts Klasse versetzt wurde, war sie die jüngste von allen; trotzdem überholte sie sehr bald ihre älteren Mitschülerinnen,

und nun war das 13jährige Mädchen bereits seit zwei Jahren die Erste der Klasse. Sehr leicht hätten nun diese ungewöhnlichen Erfolge, sowie die stets glänzenden Zeugnisse sie eingebildet und eitel machen können, aber davon wußte Betty nichts. Ihr fiel das alles ja so mühelos zu, darum mochte es wohl wenig Wert für sie haben. Nach etwas anderem dagegen trachtete sie mit aller Kraft ihres Willens und der ganzen Zähigkeit ihres energischen Charakters. War sie's zu Hause gewohnt, daß sie als die älteste einer großen Kinderschar die vielbeschäftigte Mutter oft vertreten mußte und damit auch deren Machtstellung für sich in Anspruch nahm, so wollte sie auch in der Schule sämtliche Mitschülerinnen, ja am liebsten selbst den alten Lehrer unter ihre Herrschaft bringen. Bei den Kindern gelang ihr dies nur zu gut. Schon ihre hervorragende Intelligenz verhalf ihr dazu; außerdem aber zog auch ihr stets heiteres, freundliches Wesen die Herzen an. So war Betty bei jedem Spiel die Leiterin, gab bei jeder Beratung in allerlei wichtigen Kinderangelegenheiten durch ihre Meinung den Ausschlag, ja es ging nach und nach so weit, daß die übrigen Kinder nicht mehr wagten, etwas zu wollen oder zu thun, wenn Betty nicht damit einverstanden war. So lange alle sich ihrem Willen fügten, war sie die gefälligste Mitschülerin, ja die aufopferndste Freundin; aber wehe denen, die sich einfallen ließen, sich ihrer Herrschaft entziehen zu wollen; die strafte sie mit völliger Nichtachtung.

Zu ihrem alten Lehrer stand Betty in einem ganz besonderen Verhältnis. Wie es ja kaum anders sein konnte, hatte dieser das begabte und liebenswürdige Kind, das ihm durch seine ungewöhnlichen Fortschritte so viel Freude machte, fest in sein treues Herz geschlossen. Wenn er sich auch redlich bemühte, es nicht zu bevorzugen, so merkte das kluge Mädchen doch sehr bald, wie gut sie bei ihrem Lehrer ange-

schrieben stand, und dies beglückte sie sehr, denn sie liebte ihn mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens. Aber — es genügte ihr nicht, seine beste Schülerin zu sein; sie wollte mehr: auch er sollte sich ihrer Macht beugen. Anfangs hatte der liebe Alte keine Ahnung von den Absichten seiner Schülerin; je älter sie aber wurde, desto unverhohlener traten diese zu Tage, und nun entspann sich ein heimlicher aber ernster Kampf zwischen den beiden so ungleichen Gegnern. Mangolt mußte und wollte seine Autorität behaupten um jeden Preis. Zuerst versuchte er es mit Güte; als er aber damit nicht ans Ziel kam, ließ er das Mädchen seine ganze Strenge fühlen. Seit der Zeit war es, daß ein anderer Geist in die Schule eingezogen war. Betty Scharmer, die sonst für ihren geliebten Lehrer alles gethan hatte, was sie ihm an den Augen absehen konnte, und die andern mit fortriß, nahm nun Stellung gegen ihn. Konnte sie's ihm nicht abgewinnen, was sie erreichen wollte, so würde sie's ihm abtrotzen; das stand fest; und wehe den Kindern, die ihr darin nicht willig Beistand leisteten.

Seit dem Morgen, da sie von der Schule wieder nach Hause geschickt worden, war Betty in einer seltsamen Stimmung. Wie von innerer Unruhe getrieben, lief sie bald hier- bald dorthin. Bei keiner Arbeit war sie zu halten, und die kleinen Geschwister beklagten sich mehr denn je über die unfreundliche, herrische Schwester. Jeden Morgen in aller Frühe, oft, wenn's noch ganz dunkel war, trieb sie sich in der Nähe des Schulhauses umher; hinein wagte sie sich nicht. Kam aber irgend jemand heraus, so stürzte sie gleich auf ihn zu und bestürmte ihn mit Fragen nach dem Befinden des Lehrers. Lauteten die Nachrichten dann, wie allemal in den ersten Wochen, nicht günstig, so schlich sie wie geschlagen nach Hause. Oft ließ sie das Essen unberührt, und die Eltern fingen an, sich ernstlich um ihre Tochter zu sorgen, die täglich bleicher und stiller

wurde. Als dann aber endlich die Kunde im Dorfe sich verbreitete, daß der von allen so sehr geliebte Lehrer außer aller Gefahr sei, da war Betty unter allen Fröhlichen die Fröhlichste. Wie umgewandelt sang und lachte sie den ganzen Tag und wußte gar nicht, was sie thun wollte, um den Ihren Freude zu machen.

Die verwaisten Schulkinder wurden täglich eine bis zwei Stunden von dem Elementarlehrer unterrichtet. Dabei blieb ihnen natürlich viel freie Zeit, die leider nicht immer aufs beste angewendet wurde. So war es den meisten Eltern denn auch ganz lieb und recht, als Betty Scharmer als eine der ältesten den Vorschlag machte, sie wollten so lange, bis ihr Lehrer wieder gesund sei, „Schule spielen", und sie wollte die Lehrerin sein. Ihre Eltern hätten ihr erlaubt, die „große Stube" dazu zu benutzen. Dort versammelte sich denn nun täglich die ganze „Oberklasse", und die jugendliche Lehrerin hatte sich über Mangel an Eifer und Fleiß ihrer Zöglinge niemals zu beklagen.

* * *

„Süßer die Glocken nie klingen, als zu der Weihnachtszeit" — wem wäre das Liedeswort nicht aus dem Herzen geredet? Wem wäre es nicht schon einmal gewesen, wenn die ehernen Zungen ihre Stimmen erhoben zum Preise dessen, der es Weihnacht hat werden lassen auf unserer armen Erde, als hallte in ihren Klängen das Lied aller Weihnachtslieder wieder, das Loblied der himmlischen Heerscharen in der heiligen Nacht über Bethlehems Fluren? — Vater Mangolt wenigstens empfand so in diesen Augenblicken, da die Glocken seiner geliebten Kirche die heilige Weihnacht einläuteten. In dem wonnigen Gefühl der Genesung, selige Weihnachtsfreude im Herzen, stand er am Fenster, die Hände gefaltet, die Augen zum leuchtenden

Sternenheer erhoben. Ihm war's, als wäre der Himmel über ihm aufgethan, als vernehme sein Ohr die Lobgesänge der Engel. Aber — wunderbar! — was war das nur? Hörte er nicht wirklich Gesang, oder täuschten ihn seine Sinne? Und welch ein Gesang! — Es waren ja so bekannte Klänge, — seine Weisen waren es, — sein Weihnachtssang, den er so gern am heiligen Fest in der Kirche vernommen hätte; erst das „Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt im Namen des HErrn. Hosianna in der Höhe!“ Dann der sanfte und getragene Choral: „HErr, der Du Mensch geboren wirst, Immanuel und Friedefürst, auf den die Väter hoffend sah'n, Dich, Gott, Messias, bet' ich an!“ in seiner eigenartigen, rhythmischen Bearbeitung, und zuletzt der Jubelchor: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Mangolt wußte nicht, ob er wache oder träume. Hatte sein Gott und HErr in Seiner unendlichen Liebe ihm seinen Herzenswunsch erfüllen, ihn seinen Sang dennoch hören lassen wollen? Aber wie — wie war's geschehen?

Da wurde er plötzlich unsanft aus seinen Himmeln gerissen. „Aber Vater, so komm doch hinüber! Die Kinder wissen sich kaum mehr zu lassen vor Ungeduld und Verlangen, dich zu sehen!“

„Die Kinder? — Frau? — Frau, was meinst du? Die Kinder? Ich verstehe dich nicht!“

„Aber, Mann! Ich denke, du hast doch zugehört, wie sie eben so wunderschön gesungen haben! Deinen ganzen Festgesang von Anfang bis zu Ende. Ohne stecken zu bleiben! — Es ist wie ein Wunder!“

„Die Kinder haben das gethan? meine Schulkinder?“

„Na, wer denn sonst? — Ich bin's gewiß nicht gewesen! — Und denk' nur: die Betty hat das alles mit ihnen ein-

geübt, sie ganz allein! Und morgen sollst du's nun doch mit ihnen in der Kirche singen! „Ach, so ein Mädchen! — Beinahe hätte ich sie um Verzeihung gebeten, daß ich sie neulich so ausgescholten habe. — Nun hat sie ja alles wieder gut gemacht! — Aber nun komm' auch endlich, Vater!"

Stumm und wie geistesabwesend folgte Mangolt seiner Frau in das anstoßende Schulzimmer; er wußte nicht, wie ihm geschah. Als er dann aber alle seine so sehr geliebten Kinder im Festschmuck um einen brennenden Weihnachtsbaum geschart sah; als sie beim Anblick ihres teuren Lehrers, den sie so lange hatten entbehren müssen, sich jubelnd um ihn drängten, nicht wissend, wie sie ihm ihre Freude über seine Genesung kund thun sollten; als Betty Scharmer, allen voran die demütige Bitte um Vergebung auf den zitternden Lippen und in den thränenvollen Augen, sich ihm schluchzend in die Arme warf und nicht abließ, bis sie die Zusicherung der Verzeihung empfangen hatte, — da zog eine selige Freude ein in das Herz des alten, treuen Lehrers. Sich wieder und wieder die Augen trocknend, flüsterte er seinem Weibe zu: „Sie haben mich doch lieb, Mutter; meine lieben, lieben Kinder! O, welch eine Weihnachtsfreude! — Und morgen wird's noch schöner werden!"

16.

Nicht mehr.

Der erste Mai 18.. war ein Fest- und Freudentag für das ganze Dorf S. Endlich war erreicht, was so lange schon aller Wunsch gewesen: man hatte ein eigenes, neues Schulhaus erhalten, und heute sollte es eingeweiht werden. Wie

freuten sich die Alten, wie die Jungen! Die Eltern besonders, daß sie ihre Kinder nicht mehr die stundenlangen Wege in die Schule des nächsten Dorfes zu schicken brauchten; die Kinder über die schönen, weiten Räume und den großen Spielplatz. Dazu hatte man auch alle Ursache, mit der Wahl des Lehrers zufrieden zu sein; wenigstens glaubte man dies, da er im Besitz besonders guter Zeugnisse war.

Der Weiheakt in dem schön geschmückten und bis auf den letzten Platz gefüllten Schulzimmer war vorüber. Nun sollte noch der Lehrer eingeführt werden. Der alte Prediger war sehr bewegt, war es doch sein eigener Enkel, den er seiner lieben Gemeinde als Lehrer zuführen, dem er im Namen seines HErrn und Heilandes den Hirtenstab in die Hand legen sollte mit dem Gebot: „Weide meine Lämmer!" So quollen ihm denn die Worte aus tiefstem Herzen hervor. Er hatte zum Text seiner Rede 1 Kor. 4, 2 gewählt: „Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden," und im Mittelpunkt seiner Auslegung stand das Wort: „Nicht mehr — als treu." „Nicht mehr! nicht mehr! mein Sohn; laß das dir eine stete Mahnung, laß das dir aber auch eine ernste Warnung sein!" so rief der Greis immer wieder.

Leuthold war ein reichbegabter Jüngling, voll Begeisterung für seinen schönen Beruf und voll Zuversicht, daß er Kraft und Gaben genug besitze, um allen Anforderungen gerecht zu werden. So erschienen ihm die ernsten Worte und Ermahnungen seines Großvaters fast überflüssig. Es deuchte ihn so leicht, treu zu sein. Wo die ausgesprochenste Begabung mit der Liebe des Herzens sich paarte, da konnte es doch am Gelingen und Erfolg nicht fehlen. Ja, als der Pastor immer wieder und wieder bezeugte, daß die Treue, die der HErr an den Haushaltern suche, einzig und allein von Ihm

selbst gegeben werden könne, und darum im täglichen, anhaltenden Gebet von Ihm erfleht werden müsse, da konnte der Jüngling sich des Gedankens nicht mehr erwehren: „Das erscheint dem alten, schwachen Mann so; ich aber in meiner frischen Jugendkraft werde es schon allein fertig bringen. Freilich, an Gottes Segen ist alles gelegen! sagt das Sprichwort, aber ernstem Fleiß und Streben fehlt's auch eben nicht an Segen."

Fast fünf Jahrzehnte sind seit jenem 1. Mai vergangen. Leuthold ist noch immer Lehrer an der Dorfschule zu S. Doch nein: der Lehrer ist zum Schüler geworden, zum Schüler in seines Gottes Schule. In der Schule gilt aber eine andere Regel und Rangordnung als in unsern Schulen. Da rückt man nicht herauf, sondern hinunter, je weiter man's bringt in göttlicher Weisheit und Gotteserkenntnis. Und wer als der beste Schüler von seinem Gott und HErrn auf das unterste Plätzchen gesetzt wird, der dankt Ihm für die Gnade, daß Er ihn soweit gebracht hat, nichts zu wissen und nichts zu wollen, als das eine: „HErr, ich nichts — Du alles!"

Leuthold feiert heute seinen siebzigsten Geburtstag. Lange vor Anbruch des Tages hat er schon wach auf seinem Lager gelegen. Er versucht auch gar nicht, wieder einzuschlafen. Diese stillen Stunden sind ihm so lieb; hat er doch so viel zu denken, so viel auch zu reden mit seinem Vater im Himmel. In stillem Sinnen läßt er die vergangenen Jahre an seinem Geist vorüber ziehen. Er gedenkt des Tages, da er hier in sein Amt eintrat, gedenkt des väterlichen Freundes und seiner ernsten Worte: „Nicht mehr, als treu, mein Sohn, nicht mehr!" — Ach — die Mahnung hatte ihm damals so unnötig geschienen, und die Warnung erst recht. „Nicht mehr als treu!" wie wenig war das. Er wollte mehr leisten! mehr als seine Vorgesetzten, mehr als die Eltern von ihm verlangen

konnten. Er wollte seine Ehre darin suchen, seine Schüler weiter zu bringen als die andern Lehrer; seine Schule sollte eine Musterschule, ein Vorbild für viele sein. Das war doch mehr als nur treu sein, und das Ziel war ihm nicht zu hoch. Hatte er es erreicht? — Leuthold gedenkt eines Tages, der ihm unvergeßlich bleiben wird. Sein Großvater, der inzwischen Propst geworden war, hatte Visitation zu halten. Auch seine Schule war daran gekommen. Die Prüfung fiel glänzend aus. Die Kinder antworteten vorzüglich, betrugen sich musterhaft, waren in sämtlichen Fächern so gut beschlagen, daß unter allen Anwesenden nur eine Stimme der Anerkennung, ja des höchsten Lobes herrschte. Nur der Herr Revisor beschränkte sich darauf, die Kinder zu ermuntern, ferner so fleißig wie bisher zu sein. Leuthold hatte etwas ganz Anderes erwartet und beschloß, sobald er mit seinem Großvater allein wäre, ihn zu fragen, ob er denn, als der Einzige von allen, nicht zufrieden sei. Dieser schien dies erwartet zu haben, wenigstens folgte er bereitwilligst der Bitte seines Enkels, einen Augenblick in dessen Arbeitszimmer zu kommen.

„Du scheinst nicht sehr mit mir zufrieden zu sein, lieber Großvater,“ begann Leuthold alsbald, „was hast du auszusetzen?“

„Deine Frage ist nur eine Scheinfrage, mein lieber Sohn,“ erwiderte ruhig der Greis. „Du denkst, ich kann nichts auszusetzen haben, ich muß mit dir zufrieden sein; ist's nicht so?“

„Ja, Großvater, ich leugne es nicht, daß ich ähnlich gedacht habe, und ich glaube, ich habe auch einiges Recht dazu. So lange ich im Amte bin, habe ich meine ganze Kraft Tag für Tag eingesetzt, um das Höchste zu erreichen, was sich überhaupt erreichen läßt. Daß dies mein Ringen und Mühen nicht ganz erfolglos geblieben ist, wirst du mir doch zugeben?“

„Mein Sohn“, sprach der Propst nun sehr ernst, „du erinnerst dich vielleicht noch, daß ich vor acht Jahren bei deiner Einführung dir das Wort als ernste Warnung mitgab: „Nicht mehr als treu; nicht mehr!“ Ich wußte es, daß dir solche Warnung not that. Leider aber sehe ich, daß du sie nicht beachtet, vielleicht nicht einmal verstanden hast.“

„Nein, Großvater, ich verstehe dich auch jetzt nicht.“

„Nun, da will ich versuchen, ob ich dir mit einigen kurzen Winken zum rechten Verständnis helfen kann. Dein Gott und HErr fordert von dir nicht mehr als Treue. Dir erscheint dies zu wenig. Das aber beweist, daß du noch keine Ahnung davon hast, was alles in diesem kleinen Wort eingeschlossen ist. — Ja, du hast wohl deine ganze Kraft daran gesetzt, Großes zu erreichen, Vorzügliches zu leisten. Aber — wen hast du gesucht und gemeint mit diesem Streben? Sei ehrlich, mein Sohn, du selbst warst es, deine Ehre, dein Ich! — Meinst du wirklich, daß dies die Treue ist, die dein Gott an dir sucht, die Treue, die sich in selbstverleugnender Liebe hingibt an die Kinder und in demütigem Vertrauen an den HErrn, ohne den sie nichs will, weil sie weiß, daß sie ohne Ihn nichts kann, nein, wirklich und wahrhaftig nichts? Das Wort „ohne Mich könnt ihr nichts thun“ spricht ein vernichtendes Urteil aus über all unser Eigenwerk. Was nicht von Ihm gewirkt ist in uns und durch uns, das gilt vor Ihm nichts, absolut nichts!“

Dieser Unterredung gedachte Leuthold heute in der Frühe seines 70. Geburtstages. Sie war ja wie mit eisernem Griffel in sein Herz eingegraben. In der Stunde war es gewesen, daß sein HErr und Heiland ihn in seine Schule genommen. Er hatte es seinem Lehrer nicht leicht gemacht. Strenger Zucht und harter Schläge hatte es bedurft, bis Leuthold endlich anfing zu verstehen, welch eine hohe und große

Sache es sei um die Treue, bis er es endlich aufgab, durch eigenes Kämpfen und Ringen sich diese Treue zu erwerben, bis er ganz gebrochen und zerschlagen zu den Füßen seines HErrn lag mit dem Herzensgebet: „Gib, was Du forderst, und dann fordere, was Du willst.“ Seitdem hatte er begonnen, die Treue zu lernen und zu üben. Seitdem wußte er aber auch, daß er an dem: „Nicht mehr als treu“ zu lernen und zu üben haben werde, so lange er lebe.

Wenige Stunden später stand das 70jährige Geburtstagskind wieder in seiner lieben Schule. Die Kinder hätten so gern den heutigen Tag recht gefeiert und ihrem geliebten Lehrer ihre Anhänglichkeit durch kleine Gaben kund gethan. Aber sie wußten es ja, daß sie ihm damit keine Freude gemacht haben würden. So hatten sie denn nur aus Osterblumen, Veilchen und Waldmeister duftende Kränze gewunden und mit ihnen das Schulzimmer geschmückt. Und nun saßen sie mäuschenstill und lauschten jedem Worte, und ein jedes bemühte sich, das artigste und fleißigste heute zu sein. — Dem alten Lehrer traten mehr als einmal die Thränen in die Augen, wenn er sie auf seiner eifrigen kleinen Schar ruhen ließ. Das alles thaten sie für ihn, aus Liebe zu ihm. Sie thaten, was sie konnten, sie waren treu. Mehr konnten sie ihn nicht erfreuen: die Saat seiner Treue fing an Frucht zu tragen. Und wie ein seliges Ahnen kam es über ihn: „Was wird's sein, wenn ich meinem HErrn erst bringen darf die Früchte, die Seine Treue mir geschenkt hat!“

17.

Sein Jonathan.

Die „Müllerwiese“ ist für die Bewohner der Stadt M. ein wahrer Schatz, wenigstens für ihren jüngeren Teil. Nicht oft besitzt die Schuljugend einen so herrlichen Spielplatz wie diesen, der fast zu jeder Jahreszeit neue Freuden bietet. Ist es im Frühling die Fülle von Osterblumen und Veilchen, die die Kinder hinauslockt, so sind es im Sommer die Turn-, Ball- und Ringspiele, die dort bis tief in den Herbst hinein unter Leitung der Lehrer regelmäßig abgehalten werden, und die sich nirgends schöner spielen lassen als auf diesem weiten, grünen Plan. Am herrlichsten ist es dort aber doch noch an einem Wintertage wie der heutige. Sobald der Frost einsetzt, wird nämlich die Müllerwiese von dem nahen Mühlenteiche aus unter Wasser gesetzt und bietet dann den großen und kleinen Schlittschuhläufern eine prächtige, gefahrlose Bahn. Fehlt es dazu auch nicht an einer gehörigen Menge Schnee, so ist die Freude vollkommen.

In diesem Winter war der Schnee besonders reichlich gefallen; aber die scharfe Kälte hatte bisher die Hoffnung der Kinder auf einen tüchtigen Schneeballkampf zu Wasser — nein, zu Eis gemacht. Heute Morgen aber stand das Thermometer über Null, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich in sämtlichen Schulen die Freudenkunde: „Der Schnee ‚backt‘!“ (hält zusammen). Zum Glück war es dazu ein Mittwoch, und so entwickelte sich am Nachmittage auf der Müllerwiese ein so reges, fröhliches Treiben, daß mancher Vorübergehende eine Weile stehen blieb, um sich an der überquellenden Lust der Kinderscharen zu ergötzen.

Auch ein etwa zwölfjähriger, dürftig gekleideter Knabe hielt in seinem raschen Laufe, der ihm die Wangen dunkelrot

gefärbt hatte, einen Augenblick inne, als er an der Müllerwiese vorüber kam, und schaute nach den lärmenden, jauchzenden Kindern hinüber. Sehnsüchtig blickten die Augen, und ein tiefer Seufzer entfloh der rasch atmendenden Brust; wie gern hätte er sich unter die fröhlichen Schulkameraden gemischt, wie gern mit gebaut an der prächtigen Schneefestung, die dort vor seinen Augen entstand. Sollte er nicht wenigstens sich diese etwas näher ansehen? Einen Augenblick schwankte er; dann aber wandte er sich rasch um und wollte eben wieder davonlaufen, als er sich von einer wohlbekannten Stimme gerufen hörte: „Bernhard! Bernhard Röder! komm doch her; es ist zu schön heute!"

Nun blieb er wieder stehen, schüttelte aber den Kopf und rief zurück: „Ich kann nicht, Kuno; mein Vater ist so krank!"

Kuno war herbeigekommen. „Ach, wie schade," meinte er; „wo willst du denn hin?"

„In die Stadt zum Doktor! Der in W. war nicht zu Hause. Nun bin ich so gelaufen; ich muß ja wieder zurück sein, wenn der Vieruhrzug kommt. Wenn dann niemand auf dem Posten ist, wird Vater gewiß abgesetzt."

In dem Augenblick schlug es vom nahen Kirchturm. „Halb vier schon!" rief Bernhard entsetzt. „Nun komm ich nicht mehr hin! — was soll ich nun machen!" Einen Augenblick schwankte der arme Junge, ob er zurücklaufen oder den Arzt aufsuchen sollte. Aber — wenn er den nicht brachte, würde sein lieber Vater wohl sterben; nein, dann lieber abgesetzt werden." — Ehe Kuno noch ein Wort erwidern konnte, war Bernhard schon um die nächste Biegung verschwunden. —

Es war ein eigenartiges Verhältnis, in dem der einfache Bahnwärterssohn und der viel jüngere Kuno, der verwöhnte und verhätschelte Liebling einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie zueinander standen. Vor einigen Jahren hatte Bern-

hard den kleinen Kuno mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens gerettet. Seitdem hing der Kleine mit innigster Liebe an seinem Retter, und dessen dankbarer Vater sah es gern, daß Kuno mit dem armen, aber wohlerzogenen Knaben Freundschaft schloß, den er nun auf seine Kosten dieselbe Schule besuchen ließ, in die sein Sohn vor kurzem eingetreten war. Seitdem waren die beiden fast unzertrennlich, und es war nicht verwunderlich, wenn ihnen alsbald von ihren Kameraden die Spitznamen: „David und Jonathan" beigelegt wurden. Nur wollte Kuno, der kleinere, durchaus nicht David, sondern Jonathan sein. „David hat den Riesen Goliath tot gemacht, und Bernhard hat mich aus dem Wasser gezogen. Das ist gerad dasselbe, und darum soll Bernhard David sein." So hatte Kuno entschieden und dabei war es geblieben.

Als Bernhard so eilig davon gelaufen war, stand Kuno eine Weile in tiefe Gedanken verloren. Sein Freund war in großer Angst und Not, das hatte er mehr noch auf dessen Antlitz gelesen, als aus seinen Worten herausgehört. Da mußte er ihm natürlich helfen, das stand fest; aber wie? — Erst wollte ihm gar nichts einfallen. Wäre Bernhard nur nicht so davongerannt, hätte er ja zum Doktor laufen, und sein Freund zurückkehren können; dann wäre er noch leicht früh genug gekommen zum Vieruhrzug, und sein Vater würde nicht abgesetzt. Das ging ja aber nun nicht mehr. — Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen. Mit einem Satz war er über den schmalen, wasserlosen Graben, der die Wiese von dem Feldweg trennte und lief nun, so schnell ihn seine achtjährigen Beine tragen konnten, nach der Richtung davon, aus der Bernhard hergekommen war.

Im Wärterhause Nr. 7 lag inzwischen der schwer erkrankte Röder voll banger Sorge auf seinem Lager. Sein Sohn hätte längst zurück sein können; warum nur kam er

nicht? Er wußte doch, was auf dem Spiele stand, wenn er zu spät heimkehrte, und er war so gewissenhaft und pflichtgetreu, sein Junge, sein einziger Trost seit dem frühen Heimgang seiner Frau. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Mit der erregten Phantasie, die Kranken eigen ist, malte er sich alle möglichen schrecklichen Unglücksfälle aus; dabei flog sein Auge jeden Augenblick nach der ihm gegenüber hängenden Wanduhr hinüber, deren Zeiger mit unheimlicher Sicherheit der verhängnisvollen „4“ immer näher rückte. Immer größer wurde die Erregung des Kranken, immer qualvoller seine Angst. Schon glaubte er, in der Ferne das Pfeifen der Lokomotive zu hören. In wenig Sekunden würde der Zug vorüber sausen, und die Stelle am Schlagbaum war leer, zum erstenmal seit vierzehn Jahren. Unwillkürlich hatte der Kranke sich im Bette aufgerichtet. — Da — ein leichter, eiliger Schritt; — die Thür wird aufgerissen: „Gott sei Dank! eben noch zur rechten Zeit!“ — Aber nein! — nicht der so sehnlichst Erwartete tritt herein, sondern nur sein kleiner Freund.

„Du, Kuno!“ stößt der arme, enttäuschte Vater hervor; „was willst du?“ —

„Auf Posten stehen, Onkel Röder. Bernhard konnte nicht so schnell wieder hier sein. Aber rasch! Wo ist dein Mantel? Es schneit wieder ganz furchtbar; und die Fahne? Der Zug hat eben schon gepfiffen, glaube ich.“

Zitternd vor Erregung zeigt der Kranke dem Knaben die schon zurecht gelegten Amtsinsignien. Kuno reißt die Fahne, die so schnell nicht aus dem Futteral heraus will, an sich; und den Mantel, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hat, hinter sich her schleppend, stürzt er nach dem ihm wohlbekannten Übergang am Schlagbaum.

Im nächsten Augenblick braust der Zug heran. Mehr als ein Reisender streift mit verwundertem Auge und belustigt

das seltsame, kleine Wärterchen, das den Fahnenstock mit dem Futteral präsentierend fest und ehern wie eine Bildsäule dasteht. Sie alle ahnen nicht, wie freudig und stolz dem Kleinen das Herz im Busen klopft: Nun hat ja auch er seinen Freund gerettet; nun wird dessen Vater nicht abgesetzt; und nun — ist er wirklich sein „Jonathan".

* * *

Hier könnte nun die Geschichte schließen. Aber sie hat noch einen andern Schluß, den nicht ich, sondern Gott der HErr selbst ihr gegeben hat, und darum nun soll er auch hier nicht fehlen. Unter den Reisenden, die sich über den wunderbaren, kleinen Bahnwärter amüsierten, war auch der Herr Direktor des Königlichen Eisenbahn-Betriebsamtes. Dieser machte sich seine besonderen Gedanken über den eigenartigen Vertreter seines Unterbeamten und beschloß bei nächster Gelegenheit, Erkundigungen darüber einzuziehen. Das Ergebnis war, daß der Bahnwärter Röder vorerst einen längeren Urlaub zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit erhielt und danach eine mit beträchtlicher Gehaltserhöhung verbundene Beförderung. „Denn," sagte der Direktor sich, „der Junge, der einen solchen Freund hat, muß selbst brav sein; und der Vater, der einen solch braven Sohn hat, muß ihn gut erzogen haben und verdient darum, daß man sich seiner annimmt."

Röder kann nun nach seinem Lieblingswunsch Bernhard zu einem tüchtigen Lehrer ausbilden lassen, und außer diesen beiden selbst freut sich darüber niemand mehr als — sein Jonathan.

18.

Das Tischdecken.

In diesem Jahre hatte die Erde eigentlich ein wenig zu spät ihr Winterkleid angelegt. Gestern war der erste Februar gewesen, und nun hatte die Erde sich in der Nacht, grad als ob's die höchste Zeit wäre, ihr blendend weiß gewaschenes und gebleichtes Feierkleid hervor geholt und sich damit geschmückt wie eine Braut an ihrem Ehrentage.

„Wenn's nur nicht wieder schmutzig wird bis übermorgen!" meinte die kleine Milli besorgt, als sie, zum Schulgang gerüstet, an der Hand ihrer älteren Schwester das Elternhaus verließ und die winterliche Pracht bewundernd schaute. Die Kinder hatten einen weiten Schulweg; wenn sie in einer Stunde am Ziel sein wollten, mußten sie tapfer ausschreiten. Heute hatte die Mutter sie eigentlich nicht fortlassen wollen, aber die Kinder baten so sehr, und der Vater meinte, eine solche klare Winterluft sei gerade gesund. Da hüllte die Mutter sie denn recht sorglich ein, band der Ida noch ein warmes Tuch um den Kopf, denn sie hatte es oft „im Hals", zog beiden die neuen Gummischuhe, ein Geschenk der lieben Großmutter, an und entließ die Kinder dann mit einem herzlichen: „Behüt' euch Gott!"

Fröhlich eilten die kleinen Mädchen auf dem beschneiten Pfade dahin. Es war noch keine „Bahn" gemacht; tief sanken die kleinen Füße in die lockere, weiche Schneedecke ein, und es machte den beiden besonderen Spaß, ihre Fußspuren, die die ersten an diesem Morgen waren, zu betrachten. Dabei wurde die Landstraße mit allerlei schönen Figuren geschmückt, bald eine Schlangenlinie, bald ein Kreis oder ein Kreuz darauf abgetreten, und wo der Wind einen kleinen Schneeberg geschaffen hatte, mußte er natürlich auf seine Höhe und Festigkeit geprüft

werden. Plötzlich blieben beide wie angewurzelt stehen. Um eine Ecke biegend sahen sie dicht vor sich auf einem „Heck“, wie sie den Bretterzaun nannten, eine Krähe sitzen, die in ihrem pechschwarzen Federkleide seltsam von dem schneeigen Weiß der Landschaft sich abhob. Trübselig saß sie da, den Kopf eingezogen, die Augen halb geschlossen und rührte sich auch nicht, als die Kinder ganz nahe heran kamen.

„Guck, Ida,“ rief die stets das Wort führende Milli, „sie schläft noch. Warum ist sie nicht im Nest?“

„Sie hat wohl keins; oder sie mag nicht drin sein, weil es voll Schnee ist.“

„Nein, das möcht ich auch nicht! — Aber —“

„Sie schläft auch garnicht, Milli; sie sieht nur ganz traurig aus.“

„Warum ist sie denn traurig? Mag sie den schönen, weißen Schnee nicht leiden?“

„Sie hat wohl noch nichts zu essen gehabt? Wo soll sie nun etwas finden?“

„Ja, das ist auch wahr! Komm, Ida, wir wollen ihr etwas von unserm Frühstück abgeben.“

Eiligst holten die Kinder ihr Butterbrot aus der Dose und streuten dem Vogel einige Brocken hin. „Da, arme Krähe!“ rief klein Milli. „Iß nur schnell auf; morgen bekommst du wieder was ab!“

„Das ist brav von euch!“ sagte da plötzlich eine Stimme hinter ihnen. Ganz erschrocken fuhren die Kinder herum. Sie hatten keine Schritte gehört, sahen nun aber sehr erfreut in das freundliche, alte Gesicht eines guten Freundes ihres Vaters, der im nächsten Dorfe wohnte.

„Onkel Reimers! wo kommst du her?“ riefen beide und hängten sich an seine Hände, die in großen, gestrickten Fausthandschuhen steckten.

„Na, ich habe euch schon lange vor mir her hopsen sehen; meine alten Beine konnten nur nicht so schnell hinterher kommen. Aber nun kommt weiter; zum Stehen ist es zu kalt. Wenn ihr vernünftig gehen und nicht immer Quadrille tanzen wollt, will ich euch begleiten."

Ida folgte sogleich, Milli konnte sich aber nicht von dem Orte trennen. Die Krähe, die das laute Sprechen verscheucht hatte, war zurückgekehrt und hieb gierig mit dem dicken Schnabel in das Brot ein. Das machte der Kleinen viel Spaß. Endlich aber riß sie sich los und eilte mit lustigen Sprüngen den Vorangegangenen nach, die in eifriger Unterhaltung begriffen waren.

„Du sagtest, der liebe Gott ernähre die Vögel, wir hätten ihnen nur den Tisch gedeckt, Onkel, aber diesmal haben wir sie doch ernährt."

Der Alte lächelte. „So, meinst du, Kleine? Wer gibt dir denn Brot, daß du davon mitteilen kannst? und wer führte euch die Krähe zu, daß ihr ihren Hunger stillen konntet? Wer machte euch willig, dies nun auch wirklich zu thun? War das nicht Gott?"

Ida sah den Alten mit ihren großen Augen sinnend an; dann nickte sie leise. „Ja," fuhr Reimers fort, „der Vater im Himmel sorgt für alle, für die Tiere und für uns Menschen erst recht. Aber das Tischdecken, das Tischdecken! Das sollen wir thun. Ach, und es ist so gut und freundlich von dem lieben Gott, daß Er uns das erlaubt, nicht wahr?"

„Ja, ich mag gern die Krähen füttern!" rief Milli ganz begeistert. „Morgen will ich Mutter um ein großes Stück Brot bitten, damit sie ganz satt wird."

Der Alte schwieg eine Weile. Dann sagte er wie zu sich selbst: „Ja, für die hungernden Vögel haben die meisten ein mitleidiges Herz, aber wenn's arme, frierende, hungernde Kinder sind? — Wer erbarmt sich über die?"

Ida hatte ihn aber doch verstanden. „Gibt es auch Kinder, die nichts zu essen haben?“ fragte sie.

„Ach, mein Kind, wie viele! Ihr habt's gut, ihr wißt kaum, was Hunger ist, viel weniger, wie bitter weh er thut. Ihr habt warme Kleider, daß ihr selbst bei solcher Kälte nicht friert; habt daheim ein warmes Stübchen und ein weiches Bett. Unzählige Kinder haben nichts von dem allem. — Und doch sind die noch nicht am schlimmsten dran! Wie viel arme Kinder gibt es, die wohl Vater und Mutter haben; aber es wäre ihnen besser, sie hätten keine. — Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Hätte Gott sich nicht meiner erbarmt und mich zu frommen Menschen gebracht, die mich zu unserem Heiland führten, — wer weiß, was dann aus mir geworden wäre.“

„Willst du uns das nicht erzählen, Onkel Reimers?“

„Ein andermal vielleicht, Kinder. Heut' ist's zu spät. Da ist eure Schule. Nun lebtwohl! seid brav und fleißig!“

19.

„Ich will die Augen schließen Und glauben blind.“

Eine Gesellschaft eigener Art war es, die sich am 28. Mai 18 . . in einem Privatsalon des Hotels „Zum deutschen Kaiser“ in W . . . . . . zusammengefunden hatte. Um die mit Blumen anmutig geschmückte Tafel saßen siebenundzwanzig Damen, alle so ziemlich im gleichen Alter stehend und aller Angesicht verklärt vom Wiederschein großer Herzensfreude. Das einfache Mittagsmahl war eben beendet, und nun erst kam die Unterhaltung so recht in Fluß. Was hatte

man sich auch alles zu erzählen! Heute vor 25 Jahren hatten die ersten dreißig abgehenden Seminaristinnen des neuerrichteten Lehrerinnenseminars in O...... einen Bund miteinander geschlossen. Nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts wollten sie, so viele ihrer noch am Leben und abkömmlich sein würden, an einem näher zu bestimmenden Ort zusammenkommen, die alten Freundschaften neu schließen und miteinander die Erinnerungen ihrer glücklichen Seminarzeit auffrischen. Fast alle waren nun heute, eingedenk ihres Versprechens, erschienen; nur drei fehlten: zwei weilten in Amerika; soeben war ein Telegramm verlesen worden, das bezeugte, daß sie, wenn auch nicht in Person, so doch im Geiste und mit treuen Herzen an der Gedächtnisfeier teilnehmen würden. Eine war vor einigen Jahren heimgegangen. Anstatt des Gedecks schmückte ihren Platz oben an der Querseite der langen Tafel ein grüner Kranz von Immergrün, in dem ein Kreuz von Vergißmeinnicht den Namen der Entschlafenen trug. Alle hatten der Freundin ein treues Andenken bewahrt und ihm in herzlichen Worten Ausdruck gegeben.

Die Verhältnisse und Lebensführungen der übrigen, einst zu gemeinsamer Arbeit und in dem Streben nach demselben Ziel so eng Verbundenen waren natürlich sehr verschieden; mit dem lebhaftesten Interesse wurden die Mitteilungen der einzelnen darüber entgegengenommen. Kaum die Hälfte von ihnen war bei ihrem erwählten Beruf geblieben, sei es als Erzieherinnen in fremden Häusern, sei es als Schulvorsteherinnen oder als Lehrerinnen an öffentlichen Schulen; die übrigen alle durften als Hausfrauen und Hausmütter den eigensten Beruf des Weibes erfüllen, ja eine war sogar schon Großmutter und nahm als solche den Ehrenplatz an der Festtafel ein.

„Wie es wohl unsern beiden Amerikanerinnen gehen

mag," fragte nach einer kleinen Pause eine der Anwesenden; „ich hörte in all den Jahren nichts von ihnen."

„O, es geht ihnen sehr gut," erwiderte die Großmutter; „erst vor einigen Wochen, an meinem Geburtstage, hatte ich von beiden ausführliche Nachrichten. Ihr werdet aber schwerlich erraten, was aus ihnen geworden ist."

„Also keine Schulmeisterinnen? — Nun, ganz unerwartet kommt mir diese Nachricht nicht. Erna H. ist doch nicht gar zur Bühne gegangen? Neigung genug hatte sie dazu."

„Nein, liebe Christine, das doch nicht. Erna schriftstellert, dichtet — und zwar mit nicht geringem Erfolg. Und Hedwig G. ist ihre treue und unentbehrliche Mitarbeiterin, die —"

„Was, sie schreiben gemeinschaftlich Geschichten und Gedichte?" unterbrach eine andere; „nun, für ein solches Kompaniegeschäft und dessen Fabrikate danke ich denn doch!"

„Nicht so voreilig, Kleine," mahnte lächelnd die Großmutter; „ich werde mir erlauben, eins dieser Fabrikate dir einmal zuzusenden und weiß gewiß, daß du dann anders urteilen wirst."

„Wie ist es aber möglich, daß Hedwig G. eine Schriftstellerin geworden ist!" rief wieder eine neue Stimme; „dazu schien sie mir doch nicht das geringste Talent zu haben."

„Ist sie auch gar nicht, liebe Freundin. Nicht mit der Feder, wohl aber mit Stift und Pinsel steht sie ihrer Mitarbeiterin zur Seite; sie zeichnet und malt allerliebste Genrebilder, und Erna schreibt den Text dazu; oder umgekehrt, Erna verfaßt Erzählungen und Märchen, voll von köstlichem Humor, und Hedwig illustriert sie. Glaubt ihr mir's nun, daß die so entstandenen Bücher kleine Kunstwerke, ja oft wahre Meisterstücke sind?"

Natürlich waren alle sehr begierig, die so warm empfohlenen Schöpfungen ihrer einstigen Seminarkolleginnen kennen

zu lernen. Eine ganze Weile drehte sich die Unterhaltung noch um dieses Thema.

„Ja, es ist etwas Herrliches um solche Gaben," meinte Klara Z., die bisher sehr still dagesessen hatte. „Ich habe immer meine Herzensfreude daran gehabt, wenn ich irgend ein gutes Wort einmal so recht treffend illustriert fand. Wenn aber das Leben selbst, oder richtiger: der HErr des Lebens einmal den Stift nimmt und zu einem Schriftwort oder einem Liedervers das Bild zeichnet, dann erkennt man doch erst, wer allein Meister auch in dieser Kunst ist."

„Du hast gewiß solch ein göttliches Meisterwerk mit eigenen Augen geschaut, liebe Klara? Willst du es uns nicht mitgenießen lassen?"

„Gern, liebe Freundinnen! Nur vermag auch die beste Kopie das Original nicht zu ersetzen. Also muß ich um Nachsicht bitten! — Wie einige unter euch ja wissen, erhielt ich vor reichlich vier Jahren die Aufforderung, in dem Hause eines reichen, deutschen Gutsbesitzers in Schweden die Erziehung seiner einzigen Tochter, einer mutterlosen Waise, zu übernehmen. Nach längerem Zögern nahm ich die Stelle an. Die weite Entfernung von der lieben Heimat, die fremde Sprache und vor allem die große Verantwortlichkeit meiner Pflichten lag mir schwer auf der Seele. Aber die Aussicht, von dem bedeutenden Gehalt, der mir geboten wurde, meine liebe, alte Mutter unterstützen, ja ihr einen sorgenfreien Lebensabend bereiten zu können, half mir schließlich alles Bedenken und alles Zagen überwinden; daß ich für diese vier Jahre wie für ein kostbares Gnadengeschenk meinem Gotte zeitlebens dankbar sein würde, das ahnte ich damals freilich nicht."

Mein Zögling, die elfjährige Hertha war ein außergewöhnlich reich beanlagtes Kind und dazu mit einer wahrhaft bestrickenden Schönheit des Körpers begabt. Es konnte wohl

niemand in dies liebliche Antlitz, in die wundervollen, tiefblauen Augen blicken, ohne überrascht und gefesselt zu sein. Ihr wißt vielleicht noch, wie sehr empfänglich gerade ich für äußeren Liebreiz bin, und werdet verstehen, daß mein Herz sofort dieser holden Menschenknospe entgegenflog. Es schien mir auch ein Geringes, das junge Herz zu gewinnen und mir seine Liebe und sein Vertrauen zu erwerben. Ach, wie bitter sollte ich enttäuscht werden! Doch, ich muß noch etwas zurückgreifen, in Herthas erste Kinderjahre, damit ihr diesen seltsamen Charakter besser versteht. Ihre Mutter war kurz nach der Geburt dieses ihres ersten Kindes gestorben. Der Vater, der sein junges Weib nur zu sehr geliebt hatte, zog sich, verdüstert und schwermütig, fast ganz von dem Verkehr mit andern Menschen zurück. Tagelang saß er über seinen Büchern brütend in seinem Studierzimmer, und dann durfte niemand ihn stören. Dann wieder jagte er von früh bis spät in seinen ausgedehnten Wäldern, aber nie habe ich gesehen, daß er ein erlegtes Wild mit heimgebracht hätte. Ich bekam den Herrn Baron nur bei den Mahlzeiten zu sehen; dann war er äußerst höflich und zuvorkommend, und zwar genau so gegen seine eigene Tochter wie gegen mich. Ein seltsameres Verhältnis zwischen Vater und Kind habe ich im Leben nicht gesehen. Die Leute auf dem Gute behaupteten, er könne es nicht vergessen, daß ihr Dasein seiner so heiß geliebten Gattin das Leben gekostet habe. Ob es wahr ist, weiß ich nicht; so viel aber steht fest, daß ich nie irgend eine Liebkosung gesehen, ja nie auch nur ein annähernd zärtliches Wort für sein Kind vernommen habe. Und genau so war Hertha gegen den Vater: stets aufmerksam, stets folgsam, immer voll Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, aber von Liebe, von kindlichem Anschmiegen, von hingebendem Vertrauen keine Spur. Dazu kam, daß die Erziehung des armen Kindes bis zu meinem Kommen fast

ausschließlich — denn der Vater kümmerte sich auch um diese nicht — in den Händen einer alternden, vornehmen Dame geruht hatte, die, als einstige Hofdame, reich an Kenntnissen und vertraut mit allen Regeln der Etiquette war, aber keine Ahnung davon gehabt haben mochte, wonach ein solch armes, verwaistes Kindesherz hungerte. War's ein Wunder, daß dies Herz dabei hart und verschlossen geworden, ja wie mit Eisen umpanzert war? Und in dem sollte ich nun den heiligen Gottesfunken der Liebe wecken, der doch irgendwo, wenn auch noch so tief verborgen, schlummern mußte! — O, meine Freundinnen, das war eine unsagbar schwere Aufgabe! Wie habe ich um das Kind und um seine Liebe geworben, Tag um Tag — Jahr um Jahr! — Doch — ich will mich kurz fassen; ich vermöchte doch nicht, euch ein getreues Bild meiner inneren Kämpfe, dieses Hangens zwischen Hoffen und Verzagen, dieses bittern Schmerzes über stete Enttäuschungen zu geben.

„Fast drei Jahre war ich nun schon Herthas Erzieherin, und ich stand ihrem Herzen anscheinend noch ebenso fern wie am ersten Tage. Dennoch fehlte es mir nicht an Freuden in meinem Beruf; die unglaubliche Leichtigkeit, mit der meine Schülerin alles erfaßte, ihr unermüdlicher Fleiß, ja ihr sichtliches Bestreben, mir Freude zu machen, sich meine Zufriedenheit zu erwerben, mußte mich ja beglücken. Dazu gab ihr wirklich musterhaftes Betragen fast nie zu einem Tadel Anlaß. Und doch — alles dies hätte ich mit Freuden entbehrt für ein Zeichen der Liebe, für eine Äußerung des Vertrauens!

Es war in einer Religionsstunde, die zu geben mir stets besonders schwer wurde; ihr werdet dies jetzt verstehen, nicht wahr? auch ohne daß ich es näher begründe. Hertha gab auch in diesem Fach meistens so treffliche Antworten, daß ich wohl hätte zufrieden sein können; aber ich kam nie von den fragenden Gedanken los: Ist auch die Religion ihr nur eine

Wissenschaft, die sie mit dem Kopf und Verstande zu begreifen und zu beherrschen sucht, anstatt sie mit dem Herzen und Gemüt zu ergreifen und sich von ihr beherrschen zu lassen? — Aber gerade in den letzten Wochen war es mir vorgekommen, als dürfe ich so etwas hoffen; in den Augen lag oft ein eigener, feuchter Schimmer, und einmal war's gewesen, als wollte etwas hervorbrechen aus dem so fest verwahrten Herzen; — oder sollte ich mich dennoch wieder getäuscht haben? — Heute, als am Tage vor ihrem Geburtstage, gab ich ihr das Lied auf — unserer lieben Lehrerin Lieblingslied: ihr wißt's ja: „So nimm denn meine Hände und führe mich," und besprach es mit ihr.

War's die Erinnerung an die Stunden, in denen wir's einst im Seminar mit unserm teuren Fräulein E. gesungen hatten, war's eine Erhörung meines Gebetes, das ich an diesem Morgen besonders inbrünstig für meine Hertha zu Gott empor gesandt, genug — mir quollen die Worte nur so aus tiefstem Herzen hervor. Und da, als ich geendet, sah ich in den lieben Augen meiner Schülerin, die mit einem Blick, wie ich ihn noch nie darin gesehen, mich ansah, eine Thräne funkeln. Ich kann euch nicht sagen, wie mir wurde; sprechen aber konnte ich nicht; es war mir, als müßte jedes Wort den heiligen Zauber dieses Augenblicks zerstören. So dankbar und hoffnungsfreudig aber hatte mein Herz noch nie geschlagen wie an diesem Tage, obgleich in seinem weitern Verlauf und auch am folgenden Geburtstagsmorgen alles wie sonst zu sein schien. Hertha dankte ihrem Vater mit dem ehrerbietigsten Handkuß für die Überfülle von Geschenken; ob sie ihr aber Freude machten, das erfuhr niemand. Sie mußte sich mit ihrem besten Kleide schmücken, durfte den Ehrenplatz bei Tische neben dem Vater einnehmen, ja dieser brachte sogar einen Toast aus auf seine vierzehnjährige Tochter. Am Nachmittag wurde die ganze

Dienerschaft im Eßsaal mit Schokolade und Kuchen bewirtet, und es schien Hertha große Freude zu machen, sie selbst zu bedienen; — aber — was ich erhofft, war nicht geschehen.

Gegen Abend schlug ich dem Geburtstagskinde noch einen Spaziergang nach einem ihrer Lieblingsplätze am Seeufer vor. Hertha war gleich bereit, aber so ungewöhnlich bleich und still auf dem ganzen Wege, daß ich schon die Frage auf den Lippen hatte, ob ihr etwas fehle. Wir waren nicht mehr fern von unserm Ziele; nur ein schmaler, sehr abschüssiger Pfad, auf dem meine Kleine sich immer etwas ängstigte, trennte uns noch von der durch die Bäume und Büsche hindurch schimmernden blauen See, auf deren Wellen die Goldfunken der untergehenden Sonne tanzten. Plötzlich stand Hertha still, sah mir mit einem unbeschreiblichen Blick in die Augen, legte ihre beiden Hände fest in meine Rechte und sprach mit vor tiefinnerster Bewegung bebender Stimme: „Nun führen Sie mich! — Ich will die Augen schließen und glauben blind.“

Still, keines Wortes fähig, that ich, wie sie mich bat, konnte aber meine Augen kaum von ihrem süßen Antlitz los machen. Zuerst zögernd, tastenden Fußes, hin und wieder die Augen einen Augenblick öffnend, schritt sie neben mir her, aber immer sicherer wurden ihre Tritte, immer schneller ihr Gang und zuletzt lagen die dunkeln Wimpern regungslos, ohne auch nur zu zucken, auf den vor Erregung glühenden Wangen. So kamen wir am Ufer an. — Laßt mich schweigen, meine Freundinnen, über die Stunden, die nun folgten. In das Allerheiligste solcher Augenblicke darf kein Menschenauge blicken. Wir waren uns der Nähe unseres Gottes und Heilands bewußt; wir fühlten, daß wir durch Ihn und in Ihm nun einander angehören würden für Zeit und Ewigkeit.

Eine tiefe Stille folgte diesem Bericht, der aller Herzen ergriff und bewegte. Endlich brach „Großmutter“ das Schweigen:

„Du hast recht, liebe Klara, das ist eine Illustration von der Hand des HErrn, wie nur Er sie so wunderbar zu zeichnen vermag. Aber ich meine, Er schafft fort und fort allerorten solche Meisterwerke; es fehlt uns nur so oft das rechte Auge, sie zu erkennen.“

„Ja gewiß,“ rief eine andere. „Denn thäte Er's nicht, so vermöchte ja kein Malerstift und keine Dichterfeder etwas zu liefern. Alle ihre Schöpfungen sind doch nur hervorgegangen aus Seiner Fülle, sind nur Nachbildungen Seiner Werke, nur Offenbarungen Seiner Gedanken.“

„Wie ganz anders mag dein Leben sich nach diesem Ereignis gestaltet haben, liebe Klara?“ meinte eine dritte. „Spürte der arme Vater Herthas nicht auch etwas davon?“

„O gewiß, liebe Toni; dem warmen Sonnenschein hält zuletzt auch das dickste Eis nicht stand. Freilich, langsam wird's wohl gehen; der unglückliche Mann scheint die Fähigkeit sich lieben zu lassen, fast verloren zu haben. Aber mit Gottes Hilfe wird es meiner Hertha endlich doch gelingen, den Weg zu seinem Herzen zu finden, und dann wird Schloß ‚Eden‘, wie sein Besitzer es einst in dem überströmenden Glück seiner jungen Ehe genannt, wieder werden, was es heißt.“

„Aber wie kommt es, daß du dein Kind nun verlassen hast? Wer ist nun deine Nachfolgerin?“

„Nein, nicht verlassen habe ich sie; so Gott will, kehre ich nach einigen Monaten zu ihr zurück. Nur die Bitten meiner alten Mutter konnten mich bewegen, auf kurze Zeit von ihr zu gehen. Als ich abreiste, schluchzte Hertha, als gelte es einen Abschied fürs Leben. ‚Komm wieder! kehr' zurück!‘ bat sie immer wieder. ‚Ich muß dich noch so viel lieb haben; ich habe noch so viel nachzuholen.‘“

„Ja, wer hätte das nicht!“ meinte Großmütterchen; „ich

ganz gewiß. Wir wollen's heute einander geloben, nicht wahr, und es uns erbitten von dem Gott der Liebe, daß wir's immer besser lernen und immer treuer üben, das liebe, schöne Liebhaben?"

„Ja, das wollen wir!" riefen alle und reichten einander mit festem Druck die Hände.

Klara Z. aber setzte sich ans Klavier und schlug einige Akkorde an. Einen Augenblick lauschten alle der Melodie; dann fielen sie ein in vollem, dreistimmigem Chor wie dereinst in Fräulein E.'s traulichem Zimmer:

So nimm denn meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende, und ewiglich.

20.

Der Neue.

Ist es dir wohl schon einmal ergangen wie mir, lieber Leser, daß du einen soeben erhaltenen Brief eine Weile in der Hand behieltest, bevor du ihn öffnetest? Die Schrift war dir völlig fremd; in dem Orte, den der Stempel nannte, hast du weder Verwandte noch Bekannte. Wer also konnte dir von dort schreiben und was? Eigentlich ist es recht thöricht, mit solchem Grübeln die Zeit zu verlieren; ein Schnitt — und alle Fragen sind beantwortet; aber gleichwohl kann man's nicht lassen. Das kommt wohl daher, daß so ein Brief, wie unbedeutend und leicht er auch zu sein scheint, dennoch oft gewaltig und schwerwiegend in seinen Wirkungen ist. Wie mancher Brief hat schon Bergeslasten von Sorgen und Kümmernissen auf ein armes Menschenherz gewälzt; wie mancher das

Glück und die Freude eines ganzen Hauses für lange Zeit zerstört. Umgekehrt ist freilich der Brief auch oft ein Friedensbote und Freudenbringer, der Engelsdienst unter den Menschen verrichten darf.

Ist dies alles unleugbar heutigen Tages so, in viel höherem Grade galt dies zu einer Zeit, da die Briefe noch nicht wie Schneeflocken im Winter in der Welt umherflogen. Vor sechzig bis siebzig Jahren war ein Brief ein Ereignis, und sein Empfänger wurde an manchem Ort mit einer Art ehrfurchtsvollen Bewunderung betrachtet.

Kein Wunder, daß die ohnehin leicht aus dem Gleichgewicht kommende Schulmeisterin von W., Frau Lisette Erhart, ganz in Aufregung geriet über das, was der Postbote soeben abgegeben hatte. War seine Persönlichkeit schon eine seltene Erscheinung in diesem weltfernen Dörfchen Westholsteins, seine Einkehr im Schulhause war etwas ganz Außerordentliches. Und nun hatte er noch einen so großen, dicken Brief abgegeben! Frau Lisette trocknete sich eiligst mit der blauen Küchenschürze die Hände, die eben eifrig im Seifenschaum die Wäsche bearbeitet hatten, und drehte das merkwürdige Schriftstück nach allen Seiten. Dabei flog ihr Blick nach der großen Wanduhr. „Eben erst halb acht!“ murmelte die Frau, „und dabei tickt das dumme Ding so gleichmütig weiter, als ob's gar nichts wäre, einen ganze dreißig Minuten auf die Folter zu spannen.“ Wieder wurde der Brief einer Musterung unterzogen. „Was für steife, lange Buchstaben das sind! So schreibt gewiß nur ein Minister! Und dann das Siegel! So groß wie ein Speziesthaler und so rot wie Annas neues Mieder. Ach! was doch wohl darin steht!“ — Die gute Frau konnte es schier nicht mehr aushalten. Leise schlich sie nach der Flur und horchte an der Schulstubenthür. Nein, die Religionsstunde war noch nicht zu Ende, und so lange durfte sie ihren Mann nicht

stören, außer wenn's unerläßlich war. Also — Geduld. Das war aber ein Artikel, von dem Frau Lisette nicht allzuviel besaß. „Dir sitzt das Herz immer auf der Zunge und die Uhr in der Hand," pflegte ihr Mann oft zu sagen, „es wäre besser, du ließest beide an ihrem Ort." Und sie wußte, daß er leider nur zu recht hatte, aber — sie war ja nun einmal so.

Endlich schlug es acht! Nun noch einen Augenblick, bis das Klappern der Tafeln den Beginn der Rechenstunde ankündigten und dann herzhaft geklopft.

Schulmeister Erhart war das gerade Gegenstück seiner braven Ehehälfte, äußerlich und innerlich. Sie klein, rundlich und beweglich, nicht bloß mit der Zunge, sondern auch mit den selten rastenden Händen und Füßen, er lang und hager, langsam und bedächtig im Reden und Handeln. Sie immer schnell bereit zum Urteilen und zum Eingreifen, aber leider auch zum Zorn; dabei dann oft auch ratlos und kleinmütig. Er, voll sanften, stillen Geistes, alles innerlich verarbeitend und mit seinem Gott beratend, dann aber auch fest und treu an dem als recht Erkannten haltend. So ergänzten und korrigierten die beiden Gatten einander aufs beste; daher wurde ihr tiefes, heiliges Eheglück auch nur selten getrübt.

Frau Lisettens Neugierde war jetzt gestillt, aber freilich ihre Aufregung noch lange nicht. Der verhängnisvolle Brief hatte nichts mehr und nichts weniger enthalten als die Ankündigung, daß der erst kürzlich ernannte Nachfolger ihres alten Generalsuperintendenten „Ende dieser Woche eine Revision der Schule zu W. vornehmen werde." Was sollte nun werden! Sie mußten den hohen Herrn ja bewirten; das war immer so gewesen. Pfarrhaus und ein besseres Wirtshaus gab's nicht auf Meilen in der Runde. Und sie hatte nichts im Hause als ein paar Speckseiten und eine Mettwurst. Die konnte

man ihm doch nicht vorsetzen. Hätten sie doch nur einen von den vier Schinken selbst behalten! — Aber das Geld war ja so nötig gewesen zu Stiefeln und Strümpfen. Ihr Mann konnte doch nicht, wie die Kinder und sie selbst zuweilen, barfuß gehen. Und nicht einmal die Erbsen waren schon so weit im Garten. Ach, was sollte sie nur kochen!

„Na, Mutter, das wird sich alles finden!“ hatte ihr Mann gesagt und war dann wieder zu seinen Kindern gegangen. „Das wird sich finden! Ja, so sind die Männer. Die meinen, man kann nur Feuer anmachen und die Töpfe aufsetzen, dann kommt am Mittag das fertige Essen heraus. Das wird sich finden! — Ich möchte nur wissen, wie und wo und wann!“

* * *

In der Frühe des andern Morgens, als kaum die Sonne aufgegangen, war Frau Erhart schon in voller Thätigkeit. Eben kam sie mit einer großen Schürze voll Nesseln und Rübenblättern aus dem Garten, um ihre vierbeinigen Kostgänger: Ziegen und Schweine zu versorgen. Dann wieder eilte sie in das Schlafzimmer der fünf Kinder, Heinrich, ihrem Ältesten, anbefehlend, seine Geschwister sauber zu waschen und ordentlich anzukleiden.

„Komm eben mit in die Küche,“ bat sie ihren Mann, der noch einmal die am heutigen Tage zu behandelnde biblische Geschichte durchging. „Sieh, dort steht die Buttermilch, ich habe eben noch gebuttert; Zwiebäcke sind im Schrank, dazu die Pfanne voll Kartoffeln, Klößen und Speck; die brauchst du nur aufs Feuer zu setzen; habe gestern gleich für heute mitgekocht. So gegen drei Uhr, zum Nachmittagskaffee bin ich wieder zurück, denke ich. Damit wäre dann wohl alles besorgt.“ —

Von ihrem Gatten eine Strecke geleitet schritt Mutter

Erhart bald darauf rüstig dahin. Die nächste Stadt, in der die Einkäufe für das demnächst zu gebende Mittagsmahl gemacht werden sollten, war fast zwei Stunden entfernt. So galt es denn, tapfer auszugreifen. Es war ein wonniger Maimorgen. Strahlend blau wölbte sich der Himmel über der weiten Ebene, aus der nur hin und wieder ein von Bäumen beschattetes Gehöft hervor tauchte. An jedem Hälmchen funkelte der Tau, und hoch in den Lüften jubilierten die Lerchen. Frau Lisette war sonst durchaus nicht unempfänglich für all die Gotteswunder der Schöpfung; sie konnte sich mit ihren Kindern um die Wette freuen über das erste Veilchen im März, wie über die gold'ne Abendsonne, deren letzter Strahl ihr Häuschen grüßte. Heute jedoch war's anders; der neue Herr Generalsuperintendent hatte es ihr angethan. Unheimlich, fast drohend sah ihr inneres Auge ihn vor sich, wo sie ging und stand, und verdunkelte ihr selbst die schöne Gotteswelt um sie her.

Eine gute Stunde mochte sie schon gewandert sein, da erblickte sie in nicht allzu weiter Ferne einen mit etwas Gesträuch und einer mächtigen Eiche bestandenen Hügel. Von hier aus bot sich dem Auge ein weiter, schöner Fernblick, und um dem Wanderer dieses Luginsland noch angenehmer zu machen, war unter der Eiche eine schlichte Holzbank angebracht worden. Frau Lisette hatte ihrem Reinhold versprechen müssen, hier eine Weile zu ruhen und sich durch einen kleinen Imbiß für die Weiterwanderung zu stärken. Sie lenkte deshalb ihre Schritte dem Hügel zu, blieb aber erschrocken stehen, als sie die Bank besetzt sah. Schon wollte sie wieder umwenden, als sie den freundlichen Ruf vernahm: „Kommen Sie nur! hier ist Platz genug für zwei!" Etwas zögernd folgte sie der Einladung, wünschte dem Fremden mit einem tiefen Knix guten Morgen, und drückte sich in die äußerste Ecke der Bank.

Gar zu gern hätte sie gewußt, wer ihr Nachbar sei. Verschiedene verstohlene Blicke, die sie nach ihm sandte, brachten ihr jedoch keinen Aufschluß. Ihr Mann hätte natürlich gleich Bescheid gewußt, der konnte sich an jedem Menschenangesicht alsbald auskennen, aber sie war nun einmal eine dumme Lise. Nur eins glaubte sie ziemlich bestimmt zu wissen, sehr vornehm war der Herr nicht, so ganz schlicht und einfach, wie sein Anzug, sah er auch selbst aus. Vielleicht war's ein Kollege ihres Mannes; vielleicht — ja wahrscheinlich nur ein biederer Handwerksbursche, der auf der Wanderschaft war. Dies letzte ward ihr immer gewisser, wenn er ihr dafür auch reichlich alt schien, und gab ihr sogar den Mut, das Schweigen zu brechen; aber da kam ihr Nachbar ihr schon zuvor: „Sie lieben wohl auch das Frühaufstehen, gute Frau," sprach er treuherzig, „scheinen ja schon einen tüchtigen Marsch gemacht zu haben."

Das war Wasser auf Frau Lisettes Mühle, und nun klapperten die Räder bald gar lustig.

„Muß ich wohl, wüßte nicht, wie ich's sonst schaffen sollte mit den Sechsen im Haus und dem lieben Viehwerk im Stall. Heute freilich" —

Hier stockte sie denn doch; wollte ihre Offenherzigkeit schon wieder mit ihr fortgehen? Was sollte der Fremde mit dem Generalsuperintendenten und ihren Küchensorgen?

„Sie haben sechs Kinder?" hob dieser nun wieder an.

„Fünf, Herr, fünf sind's nur, aber halt grade genug, und der Mann ist der sechste.

„Ja so! — aber da müßten Sie sich doch Hilfe halten, eine Dienstmagd oder dergleichen, für eine allein ist's doch wohl etwas reichlich."

„Ist's auch, Herr! — weiß manchen Abend nicht, ob ich noch Füße hab' oder nicht, und schlafe schon, wenn der

letzte noch nicht im Bette ist. Aber Hilfe! — Dienstmagd! — Ja, du liebe Zeit, wo sollten wir denn den Lohn hernehmen? So ein Schulmeister auf dem Lande kann Gott danken, wenn er eben genug hat, sich und die Seinen satt zu machen. Ein Elend ist's, das sag' ich immer, so einen Hungerlohn zu geben. Wenn mein guter Mann nicht so zufrieden mit allem wäre, und ich — ja das kann ich sagen, ohne mich zu rühmen — ich nicht so schaffte in Haus und Garten von früh bis spät, um noch ein paar Thaler aus dem Gemüse und dem Viehwerk herauszuschlagen, ich wüßte wirklich nicht, wie wir's fertig bringen sollten. Dazu noch das alte Haus, an dem es stets was zu flicken gibt, gemacht wird einem ja nichts. Mein Mann kann zum Glück alles, mauern und tischlern und, wenn's sein muß, auch schustern und schneidern, aber einerlei, Unrecht ist's doch!"

„Warum bewirbt Ihr Mann sich denn nicht um eine andere Stelle? In der Stadt z. B. sind sie doch gewiß einträglicher. Oder hat er dafür nicht genug gelernt?"

Da fuhr Frau Lisette von ihrem Sitze empor. Kerzengerade, mit dunkelroten Wangen und funkelnden Augen stellte sie sich dicht vor den „Handwerksburschen", der es wagte, an den Kenntnissen ihres Mannes zu zweifeln, und nun sprudelte es hervor ohne Halt: „Der nicht genug gelernt? Na, hören Sie, ich weiß ja nicht, wer Sie sind, aber das sage ich Ihnen, wenn Sie nur halb so viel wissen wie er, dann können Sie zufrieden sein. Von allem weiß er Bescheid, sage ich Ihnen; ich stehe ja zuweilen, wenn ich einen Augenblick Zeit habe, hinter der Schulstubenthür und höre zu, und dann muß ich immer denken: hätte ich doch auch da mit auf der Schulbank sitzen können, dann wäre ich gewiß nicht so 'ne dumme Lise geblieben. Und wenn Sie's mir nicht glauben wollen, weil ich seine Frau bin, na, dann fragen Sie in W., Haus für

Haus! Alle werden's ihnen sagen, daß es keinen tüchtigeren Schulmeister weit und breit gibt, als Reinhold Erhart."

Ganz erschöpft schwieg die Frau einen Augenblick, und auch der Fremde schien nachzudenken. „Sie haben mir aber noch nicht gesagt, warum ihr Mann sich dann nicht von hier wegmeldet."

„Warum? Ja, eigentlich soll ich darüber nicht sprechen; aber Ihnen kann ich's wohl sagen; Sie sind ja doch wohl nur auf der Wanderschaft und verraten's nicht. Sehen Sie, als der Herr Generalsuperintendent das letzte Mal zur Schulprüfung bei uns war und alles wieder so wunderschön ging, da hat er's meinem Mann versprochen, daß er für ihn sorgen wolle. Aber bekommen hat er bis jetzt noch keine bessere Stelle. Ach, solche vornehme Herren! Erst thun sie so freundlich und teilnehmend, und nachher vergessen sie einen. Nun, ich sage immer: ‚Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen'; das haben Sie gewiß auch schon erfahren. — Freilich, der alte Herr Generalsuperintendent ist gestorben und den neuen haben wir noch nicht lange, aber — der wird auch nicht viel besser sein. Doch — übermorgen kommt er ja! — und ich sitze hier und verschwatze die Zeit, anstatt meine Einkäufe zu machen. Leben Sie wohl, Herr, und nichts für ungut."

Eilenden Schrittes stieg Frau Lisette den Hügel hinab und war bald den Blicken des ihr lächelnd nachschauenden Fremden entschwunden. Dann erhob auch er sich, bestieg seinen in einiger Entfernung wartenden Wagen und fuhr in der entgegengesetzten Richtung davon.

* * *

In seinem nicht sehr geräumigen und luftigen Schulzimmer schritt Reinhold Erhart langsamen Schrittes auf und ab. Es fehlten noch zehn Minuten an sieben Uhr, daher waren auch noch nicht alle Kinder, 11 Buben und 14 Mädchen,

versammelt. Höflich grüßend kam noch das eine und das andere an und setzte sich still an seinen Platz. Alle waren sauber gewaschen und ordentlich, wenn auch ärmlich gekleidet. Sie wußten sehr wohl, daß ihr Lehrer hierin keine Nachsicht kannte. „Besser ein Flick als ein Loch,“ hieß es bei ihm, und nach dieser Regel wurde jeden Morgen Musterung gehalten; seinem scharfen Auge entging auch nicht die kleinste Übertretung. Wehe aber, wenn es gar ein Paar Hände oder auch Füße entdeckte, deren intimes Verhältnis zu Wasser und Seife nicht durchaus zweifellos erschien. Dann fuhr sofort sein langer Zeigefinger hervor, und die also bedrohten Glieder verschwanden schleunigst außer Sehweite, kamen auch ohne Not nicht wieder ans Tageslicht.

Eben hatte der letzte Schüler seinen Platz eingenommen und Erhart das Pult bestiegen, da that die Thür nach lautem Klopfen sich noch einmal auf und ließ einen Herrn herein, der sich dem Lehrer als der neue Generalsuperintendent vorstellte. Mit wenig Worten erklärte er, warum er einige Tage früher gekommen als seine Absicht gewesen, und bat, den Unterricht zu beginnen. Dem armen Schulmeister war der Schreck in alle Glieder gefahren. Was sollte nun werden? Seine Frau nicht zu Hause, und für den Mittag nichts bereit. Ordentlich unheimlich tauchte immer wieder die schwarze Bratpfanne vor ihm auf und schien ihm zuzurufen: „Ich bin ja doch da mit meinen Kartoffeln und Klößen.“ Ach, ihm war's, als steckten die ihm schon sämtlich in der Kehle. Nur mit der größten Anstrengung vermochte er den Gesang anzustimmen. Während des Singens wurde er aber schon ruhiger, und als er im Gebet all seine Not dem HErrn ausgeschüttet hatte mit einem inbrünstigen: „HErr, hilf; o HErr, laß wohl gelingen!“ da geschah ihm, wie einst den zagenden Jüngern auf dem sturmbewegten Meere: es wurde ganz stille.

Lebendig und warm, wie es seine Art war, trug er den Kindern die Geschichte von Eli und Samuel vor. Aller Augen hingen an seinem Munde, und als dann gefragt wurde, da fielen die Antworten Schlag auf Schlag, und manche zeugte von ungewöhnlich tiefem Verständnis. Allen aber spürte man's an, wie ganz sie bei der Sache waren, wie sie nicht nur mit dem Ohr, sondern mit dem Herzen zuhörten. Kinder erkennen ja so leicht die Stimme ihres guten Hirten, und der redete durch ihren treuen Lehrer zu ihnen, das fühlten sie.

Der hohe geistliche Herr hatte den Unterricht mit keinem Worte unterbrochen. Nach Schluß der Stunde wünschte er die Bearbeitung eines Sprichwortes zum Aufsatz und gab selbst das Thema. Danach wurde gerechnet und zum Schluß noch gesungen. Das war Erharts Steckenpferd; er war eine musikalische Natur durch und durch und hatte seine helle Freude an dem schönen Erfolg seines rastlosen Fleißes. Ein ernstes oder heiteres Lied nach dem anderen, zwei- und dreistimmig, erscholl von den frischen Kinderstimmen, und immer heller leuchteten die Augen Erharts, wenn der Herr Generalsuperintendent „noch eins" befahl. Endlich aber war der letzte Ton verklungen; der Geistliche sprach in kurzen, herzlichen Worten seine Zufriedenheit mit den Leistungen der Kinder aus, ermahnte sie, ferner durch Fleiß und gutes Betragen nicht bloß ihrem Lehrer, sondern vor allem ihrem Vater im Himmel Freude zu machen und schloß mit Gebet den Unterricht. — So weit war denn alles gut gegangen; was aber nun? — —

* * *

Heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab und der kleinen Frau Erhart auf den Rücken. Immer langsamer wurden ihre Schritte, und immer öfter setzte sie den

schweren Korb mit ihren Einkäufen darin zu Boden. Sie war früher fertig geworden, als sie gedacht, und konnte sich darum Zeit lassen; nun war das Haus ja auch bald erreicht. Sieh, da kamen schon Heinrich und Karl im vollen Laufe ihr entgegen und schrieen schon von weitem: „Mutter, er ist da! — er ist da!" —

„Wer ist da?" fragte diese, sobald die Kinder herangekommen waren. Aber vor Schreck hätte sie fast den Korb fallen lassen, als sie nun alles erfuhr. Der Generalsuperintendent! — es war ja nicht möglich! Sie hatte den Braten und den Wein, das ganze Mittagessen noch im Korbe, und er war da! — Arme Mutter Erhart! du wirst noch Schrecklicheres erleben! —

Die Kinder hatten nicht erst Fragen abgewartet, sondern sehr anschaulich erzählt, wie der Vater auf die Bitten des Herrn „General" Eierpfannkuchen gebacken, wie dieser ausdrücklich Buttermilch und Zwiebäcke verlangt habe, weil er die sonst nirgends bekäme, u. s. w. Dabei waren sie durch die Küchenthür ins Haus getreten, und Frau Lisette eilte ins Schlafzimmer um schnell in ihr Sonntagskleid zu schlüpfen. Zuvor mußte sie aber einen Blick durch das kleine Thürfensterchen ins Wohnzimmer werfen. Kaum aber hatte sie die Gardine davor gehoben, als sie mit einem Schreckensruf zurücktaumelte. Der da vor ihrem Manne stand und ihm zum Abschied die Hand schüttelte, war — war — der vermeintliche Handwerksbursche vom Morgen auf der Bank am Eichbaume.

* * *

Soeben war der Herr Generalsuperintendent wieder abgefahren. Erhart schaute noch eine Weile sinnend dem Wagen nach. Der Geistliche hatte durch sein schlichtes, treuherziges

Wesen sein Herz gewonnen; dazu war es voll Freude und Dank gegen Gott, daß alles so über Erwarten gut gegangen war. Nur beim Abschied hatte der hohe Herr ihm ein Rätsel aufgegeben. „Bestellen Sie Ihrer Frau einen Gruß von dem Handwerksburschen,“ hatte er lächelnd gesagt, und als Erhart verwundert gefragt: „Von welchem?“ hatte er gemeint, das werde seine Frau schon wissen. Kopfschüttelnd ging er ins Haus. Er könnte ihr ein wenig entgegengehen, sie müßte ja bald zurückkehren, dachte er; desto eher würde ihm das Rätsel gelöst werden. Wo nur die Kinder alle stecken mochten? Eben wollte er nachsehen, als er im Schlafzimmer lautes Weinen hörte. Die Thür öffnend, erblickte er seine Frau heftig schluchzend vor ihrem Bette auf den Knieen liegend, das Gesicht in die Hände bergend. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn: der Handwerksbursche! Im nächsten Augenblick war er an ihrer Seite, hob sie zu sich empor und bat sie, ihm die Ursache ihres Leids zu sagen. „Hat der Handwerksbursche dich beleidigt, liebes Kind? Sag' mir alles! — ich — ich —“

„Der Handwerksbursche?“ — Von neuem Schreck gepackt fuhr Frau Lisette empor. So wußte ihr Mann schon, — so hatte er ihm alles gesagt? — „Ach, Reinhold, verzeih! — Ach, was habe ich angerichtet!“ —

„Ja, was soll ich verzeihen? was hast du angerichtet? Frau, liebes Kind, beruhige dich doch endlich und erzähle mir“ —

„O, Reinhold, hab' Erbarmen! — Ich hab' ja wieder so drauf los geschwatzt! — Ach hätte ich doch auf dich besser gehört; du hast mich so oft gewarnt! — Ich, — ich traf einen Mann auf der Bank, — du weißt ja. Ich glaubte, es wäre ein reisender Handwerksbursche, ich dumme Lise, ich! Er fragte mich nach allerlei, und da“ —

„Nun?“

„Ja, da hab' ich ihm von unsern Verhältnissen erzählt, daß der alte Generalsuperintendent uns nicht gehalten hätte, was er uns versprochen; daß der neue auch wohl nicht viel besser sein würde; daß mit großen Herren überhaupt nicht gut Kirschen essen wäre; — und — o Mann, es ist zu schrecklich — ich habe ihn beinah einen Handwerksburschen genannt."

Jetzt dämmerte es in der Seele Erharts. „Frau!" rief er entsetzt, „und es war der Generalsuperintendent?"

Stumm nickte die Frau und brach abermals in Thränen aus. „Ach, Mann, was wird nun werden! — Abgesetzt wirst du ja gewiß! — Ach, ich unglückliches Menschenkind!" —

Voll tiefen Mitleids sah Erhart auf seine Frau. Er vermochte es nicht, sie, die ohnehin so zerknirscht war, auch noch zu tadeln. Ernst sah er ihr ins verweinte Gesicht und sagte mild:

Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade.
Sein Arm, zu helfen, hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.

Da wurde sie etwas ruhiger. „Ja, lieber Mann," sprach sie, „wenn Gott diesmal noch mir Gnade für Recht erzeigt, so will ich nie, nie wieder meine Zunge so laufen lassen, das verspreche ich dir."

„Amen, mit Gottes Hilfe!" sprach der Gatte.

* * *

Recht still und trübe war es in dem sonst so fröhlichen Schulmeisterhäuschen geworden. Glaubte Erhart auch im Grunde seines Herzens nicht an das Schlimmste, so sagte er sich doch, daß die unbedachten Reden seiner Frau nicht ganz ohne üble Folgen bleiben könnten. Ungleich schwerer jedoch litt diese selbst. Die frischen, runden Wangen waren ordentlich

blaß und schmal geworden, und ihre hellen Lieder, die sie sonst mit den Kindern um die Wette in Haus und Garten erschallen ließ, waren völlig verstummt. Manche Nacht wälzte sie sich schlaflos auf ihrem Lager, und um die Zeit, wenn der Briefträger kommen konnte, wußte sie ihre Aufregung und Angst kaum zu beherrschen. Er würde ihn ja eines Tages bringen, den verhängnisvollen, großen Brief, das stand ihr unerschütterlich fest, und dann war alles aus. Alles Zureden ihres Mannes, alle Ermahnungen auf Gott zu vertrauen und alle Sorgen auf Ihn zu werfen, verschlugen nichts; das Gefühl ihrer Schuld ließ den fröhlichen Kindesglauben nicht aufkommen.

So waren fast drei Wochen langsam und schwer dahingeschlichen. Frau Lisette hatte wieder einmal große Wäsche gehalten und war eben in aller Morgenfrühe damit beschäftigt, diese auf dem großen Rasen auszubreiten. Die beiden ältesten Kinder waren in der Schule, das jüngste schlief, und nur ihre kleinen Mädchen liefen bei ihr herum und reichten ihr Wäschestücke zu. Ab und zu flog ein unruhiger Blick aus Frau Lisettes Augen über den Zaun hinweg nach der Landstraße, und jedesmal folgte ein Seufzer der Erleichterung, wenn er nichts erspäht hatte. Schon glaubte sie für heute den schrecklichen Briefträger nicht mehr zu fürchten zu haben, da — tauchte er plötzlich dicht hinter der Hecke auf und — ja es war keine Täuschung, — reichte mit einem lauten: „Gratuliere, Frau Schulmeisterin!“ den so bitter gefürchteten großen Brief hinüber.

„Gratuliere, Frau Schulmeisterin!“ — wie grausamer Hohn klang das der armen Frau in die Ohren. Ach, er sollte ihr lieber kondolieren! — Ach — nun war es ja da, das schreckliche Unglück! —

Die Beine wollten ihr den Dienst versagen, sie mußte

sich einen Augenblick an die Hecke lehnen. Krampfhaft preßte sie den Unglücksbringer an ihr laut klopfendes Herz und schickte einen flehenden Seufzer gen Himmel. Da kam ihr Mann, der den Briefträger vom Schulzimmer aus bemerkt hatte, auf sie zu. Auch er sah etwas bleicher aus, nahm aber mit einem freundlichen Wort seine Frau in den Arm und führte sie ins Haus. „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein!“ meinte er; „Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. Wer weiß, vielleicht“ —

„Nein, nein, Reinhold, mache mir keine Hoffnung; die Enttäuschung wäre um so bitterer. Ach, HErr Gott, nur nicht Absetzung! Hab' Erbarmen!“ —

„Nein, nicht Absetzung! — sondern — Frau! Herzensweib! — Da lies! — Ja, Gott ist barmherzig! Ernannt zum Organisten und Lehrer in R. mit 700 Thalern Gehalt, freier Wohnung, Feurung, Garten und“ —

Weiter kam Erhart nicht. Laut aufschluchzend fiel Lisette ihm um den Hals und lachte und weinte in einem Atem. Es war fast zu viel des Glück's und der Freude; o, wie sollte sie das dem barmherzigen Vater droben jemals danken! —

* * *

Am folgenden Tag brachte der Briefträger abermals einen Brief; der war jedoch nicht so groß und lautete, wie folgt:

R. d. 29. Mai 18..

Lieber Herr Erhart!

Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen von Herzen Gottes Segen zu wünschen zu Ihrer so wohlverdienten Beförderung. Ich danke Gott, daß es mir vergönnt gewesen ist, diese schon

von meinem seligen Herrn Vorgänger geplante Verbesserung Ihrer Lage ins Werk setzen zu dürfen und ich hoffe, Ihre liebe Frau wird nun eine etwas bessere Meinung von dem „neuen“ haben.

Für den ersten Sonntag in der neuen Heimat erbitten meine Frau und ich uns das Vergnügen, Sie mit Ihrer ganzen Familie bei uns zum Kaffee zu sehen. Hoffentlich wird Ihre liebe Frau sich dann überzeugen, daß mit „großen Herren“ doch manchmal ganz gut Kirschen essen ist, nur müssen diese zuvor reif werden.

Ihr wohlgewogener
N. N., Generalsuperintendent.

Inhalt.